

**. . . darum 1980**

Was hatte er nun davon?

Gewiss, er war um einiges zum Großteil überflüssige Wissen reicher, hatte gehört, wie man in Ceylon Felder bestellt und in Brauereien auf bajowarisch Gerstensaft braut, hatte den Höhenflug der Naturwissenschaften nicht einmal ansatzweise verstanden und die klassischen Schriftsteller dilettantisch – wie sonst auch – besprochen. Aber, wie nahm sich das alles in ein gesundes Verhältnis gebracht aus? Während er seine besten Jahre über dunklen Studien brütend verschleudert hatte, hätte er besser die blühenden Fluren seiner Phantasie durchstreift, hätte Kindheit und Jugend einfach unbehelligt der mühseligen Pflichten genommen im Flug. Jossif ließ die Pforte des Betzey-Gymnasiums schwer ins Schloss fallen.

Eines wenigstens hatte ihn die Schule gelehrt: Sein Gesamtbefinden würde rasant und spürbar in dem Maße steigen, in dem er sich von der nervenden Amme des Halbwissens und Belehrtwerdens entfernte. Was er in der Hand hielt, als er über den mächtig einfallslos gestalteten Pausenhof ins bislang Unbekannte floh, war kein Ding von Außerordentlichkeit. Ein zweifach gefaltetes, mühsam auf eine gewisse Bedeutung hingestempeltes Papier mit der Aufschrift "Reifezeugnis" lag in seinen Händen. Darauf, säuberlichst eingetragen, breiteten sich die so gefürchteten Zensuren der Bewunderung entgegen.

Nun war der hohe Orden, das Zeugnis jahrelanger Quälereien und Mühsalen, also endlich in seinem Besitz. Doch selbst um das Verheißene brachte man ihn: Stolz geschwellte Genugtuung ob des begehrten Zertifikates erteilte ihn jedenfalls nicht, nicht hier und heute. Und wer weiß, ob jemals?

„Nun geht euren Weg zielstrebig ins Leben, ihr seid unser aller Hoffnung“, hatte Schrottenbaum, der arteriosklerotische Paragraphenhengst, in das von salbungsvollen Lehrersprüchen ergriffene Maturahäufchen trompetet. Dabei konnte man dem untersetzten Rotkürbis, viel bedeutend und kurz Schrott genannt, seine Plattheiten nicht einmal verdenken. Er selbst, mit den Nerven am Ende, war das abschreckendste Opfer seit langem im Lehrerkollegium wütender Intrigen. Armer Schrott...

Jossif ging das alles nichts mehr an. Er wollte raus, nur weg, weg von hier. Raus von zu Hause, raus aus der Stadt. Wohin? Ja, wohin eigentlich? Er wollte immer studieren – irgendetwas. Es gab ja genug halbwegs Brauchbares: Biochemie, Physik, Mathe, vielleicht auch Politologie.

*Alles wird sich fügen!* Etwas von dieser schnöden, widerwärtigen Indifferenz wollte er nun in sich aufsaugen. Erstmal entspannen, erstmal . . .

Am Kiosk im Europacenter kaufte sich Jossif die Wochenendausgabe der Tageszeitung und stolperte zusehends erleichtert auf den Biergarten zu. Dort hatte er sich in den letzten Jahren so manchen kurzerhand abgebrochenen Schultag im Kreise seiner Kameraden versüßt.

Ein ansprechender Tag war das, dieser 24. Mai. Frech lugte glitzerndes Gold durch erwachendes Grün. Lau umbrodelte ihn das tiefe Aufatmen des herannahenden Sommers. Romantische Idylle im Bleigestank der Motorkraft.

Die erste Halbe zur Hälfte geleert, zog Jossif einen zerknitterten Zettel aus der Hosentasche, worauf stand: *Bestandsaufnahme* und großspurig in Klammern angefügt: *(Introitus eines Versuchs, für den ein die Vorläufigkeit des Unterfangens noch genau zu bezeichnender Begriff ausfindig gemacht werden muss)*. Das also war der Anfang. Im Moment neigte Jossif dazu, dem Kommentar seines Freundes beizupflichten. Schon lange trug er sich mit dem Gedanken, seine vorwiegend wirren und freischwebenden Gedankenfetzen zum Thema Schule in ein den Anschein der Ordnung erweckendes Gefüge zu stellen. Aber, weiß wer weshalb, er war bisher noch selten über den ersten Satz hinausgekommen. Bis jetzt!

Vor etwa vier Wochen hatte er Alkmar seine Pläne unterbreitet. Dieser verlor seiner liebenswerten Verschlossenheit wegen weder ablehnende noch aufmunternde Worte dazu. Sparsam im Umgang mit der Sprache, wie er war, konnte er sich noch eben die wenig begeisternde Äußerung abringen: "Tu, was Du nicht lassen kannst". Ohne es zu wissen, hatte er Jossif damit die rechte Dosis Ansporn verpasst. Nun wollte er es erst recht wissen. Nicht, dass er einen Bestseller landen wollte – dazu schien ihm das Thema schon zu verbraucht; sein Wunsch war bescheidener: Der Versuch, die Konfusion seiner Umstände im Lichte der Ratio in ein mitteilbares Konzept zu stellen, sollte genügen.

Er schrieb: "Wer es weiß, rufe es mir zu. Ödblöde Welt. Doch und gerade setzt sie mir zu; ich, ein geschichtsloses Nichts, melde mich zu Wort und bedarf hierzu, man verzeihe: vergrößernder Adjutanten. Nichts? Welch Armutszeugnis und Amateurschluckauf, am Ende ja, vielleicht am Ende einer dreihundertseitigen Abhandlung könnte es stehen, dieses auffressende, unendlich intolerante *Nichts*".

Jossif glitt der Griffel aus der Hand. Ihm kroch der Magensaft in die schmerzende Kehle.

"Bedienung, ein Bier bitte!" Er wusste, so war kein Weiterkommen. Er brauchte Zerstreuung. Warum war Cynthia heute nicht hier? Mit ihr hätte er sich über Belangloses verbreiten können. Egal.

Er fuhr fort: "Es liegt nicht in meiner Absicht, Milchmädchenrechnungen und Gretchenweisheiten zu verzapfen. Aber, ach verehrte Emanze, eben so wenig will ich Fritzenklugheiten verbreiten. Der Leser warte geduldig auf klärende Zusammenhänge . . ." Jossif schaute kurz auf. Zu seiner Linken hatte plötzlich ein blutloses Etwas Platz genommen, das einer gewissen, ihm nicht unbekanntem Person verdammt ähnlich sah. War er bei klarem Bewusstsein? Es war reichlich merkwürdig, seinem Ebenbild so ungeschützt und überrascht gegenüber zu sitzen. Das war ihm noch nie passiert. Die leibhaftige Nachbildung seiner selbst ihm gegenüber am Tisch. Am liebsten hätte er die Flucht ergriffen, aber er schaute nur weg und versicherte sich dann der Richtigkeit seiner Beobachtung.

Jossif wollte sich jetzt nicht mit diesem unliebsamen Gast beschäftigen, dieser vorwitzigen Ausgeburt der letzten alkoholisierten Abiturnächte. Eben war er noch angestrengt dabei, sein Denkgetümmel über einem Stück Papier zu sammeln und nun schob sich diese nichtsnutzige Figur vor sein vergilbtes Objektiv und hielt ihn wieder davon ab. Diese ewigen Zerstreuungen und Ablenkungen.

Verzweifelt suchte er in seiner Hosentasche nach einem Taschentuch und schnäuzte sich weithin vernehmbar. Der Bedienung gab er unbeholfen zu verstehen, dass Nachschub nottat. Alles kam irgendwie unwahrscheinlich auf ihn zu. Beruhigend nur, dass er auch die Kellnerin in doppelter Ausfertigung sah, aber das war ja nichts Besonderes.

Unterdessen hatte sich sein Gegenüber nicht verändert. Jossif grimassierte, verzog die Faxen neu und stellte beide Hände die Ohren verlängernd in die Höhe, doch sein stummes Alter ego geruhte nicht, sich vom Fleck zu rühren. Jossif überlegte kurz, den Kopf gesenkt, sah seinem Gegenüber dann scharf dorthin, wo er die Augen vermutete und hob zu einer Frage an. Doch nun – Spielchen hab ein Ende – Jossif II war weg, so plötzlich, wie er erschienen war. Schlechte Komik, billiger Lacheffekt – es gab natürlich auch hierfür eine Erklärung, man kam ja vom naturwissenschaftlichen Zweig.

Just in dem Moment, als er sich die aufschlussreichsten Zwiegespräche ausgemalt, enttarnende Auskünfte über sich und sein Dasein erwartet hatte, verschwand der luftige Gartenzwerg und konnte allen Anstrengungen zum Trotz nicht mehr zum Leben erweckt

werden. Alle Versuche scheiterten.

Jossif saß allein am Tisch. Sein Leben, zu Protokoll gegeben am 24. Mai, das war der elend ermüdende Spieltrieb des Geistes, selige Onanie, Folgeleistung, Triebbefriedigung, Ohnmacht, immer, oh selbstbetörende Beschäftigung, selbstbetäubende Tätigkeit, genannt Denken, Gedachtwerden, sich Denken lassen. Nur kein Stillstand, weiter, weiter. Das Hirn spielt doch bloß den Takt, den der Puls in ihm vorgibt. Wie viel wird gedacht, nur um die Maschinerie in Gang zu halten? Und das Resultat dieser hochkarätigen physiologischen Wirtschaftsbilanz saß bis vor fünf Minuten neben ihm. Stand das alles in irgendeinem Zusammenhang mit seiner dreizehnjährigen Schullaufbahn?

Hatten die Deutschen Idealisten also doch Recht, soweit man das mit seinem stümperhaften Schülerwissen behaupten durfte? Was aber Fichte/Schelling & Co. nicht erkannt hatten, war das ungezügelte und triebhafte Wesen des Geistes, dessen Ungebärdigkeit jener der Triebe in nichts nachsteht. Womit die ihm eingeräumte Vorrangstellung per se hinfällig ist. Oder war diese Behauptung zu gewagt, gewagter noch als die der Philosophen? Sagt die Stoßkraft des Geistes nichts über seine Qualität, nichts über sein ihm zugesprochenes Recht aus, den Fehdehandschuh über alles Triebhafte zu werfen? Wie aber soll der Geist zur Ruhe kommen, bekämpft er alles Triebhafte und somit einen Gutteil seiner selbst? Liegt nicht gerade in dieser Eigenschaft der Schlüssel zur chaosstiftenden Selbstzerfleischung der Person? Gerät nicht gerade dadurch die ordnungsschaffende Kraft der Vernunft in Verruf?

Fragen wie auch immer für die Gewissheit bestimmt, keine Antworten darauf zu erhalten; Fragen, denen er im Biergarten zu entkommen trachtete. Fragen, die ihn verfolgten, langweilten, anödeten, wieder und wieder einholten. Fragen, von denen es sich Ablenkung zu verschaffen galt. Und Ablenkungen gab es ja genug. Man ergreift die nächstbeste, und heraufzieht die nächstbeste Vorstellung im Zirkus Mensch.

Am Freitagnachmittag fällt das besonders leicht, denn da wird Quirliges geboten unter der leistungsfähigen Kuppel von Deutschlands Geschäftswelt. Dieser Volksauflauf war ein immer neues, undramatisch bestürzendes Schauspiel. Freilich fanden sich auch hierfür schlichte Erklärungen, freilich musste sich die vom trockenen Arbeitsleben ausgehungerte Volksseele zum Wochenende reichlich mit Verschwendereien eindecken. Ganz ohne Zweifel lebte Jossif in einem Land mit über sechzig Millionen Einwohnern, in einer Stadt, die Tag und Nacht so viele Sorgen und Nöte aufwarf, wie sie ein zehnfach verlängertes Leben

nicht hätte erfassen können. Das war ja alles klar und eben doch nicht, denn der unendliche Strom erfüllte ihn jedes Mal mit neuem Entsetzen und neuer Bedrückung. Wem wurde hier nachgestellt, wer vermochte es, solche Massen zu mobilisieren? Biologisch klingt es unpathetisch: Hier vollzog sich Leben. Peter eilt zum Tabakladen, Paula holt ihre Blusen ab. Alle haben ein Ziel, allen Gängen liegt scheinbar ein Zweck zugrunde, doch letztlich rennen alle nur kopflos durcheinander, weil und insofern sie leben, existieren, s i n d. Prosaischer Umstand!

Jossif schwindelte. Diese Allerweltserkenntnisse brachten ihn noch jedes Mal aus der Façon. Allerweltserkenntnisse, nun gut, auch eine Formulierung mit zweifelhafter Bedeutung, denn sind es nicht die vielen kleinen und gerade deshalb bedrückenden Nichtsnutzigkeiten, die uns den lieben langen Tag in Atem halten? Schon wieder ein Gemeinplatz. Zum Teufel mit dieser Durchschnittlichkeit, die ihn am selbstzufriedenen Bürgertum zur Raserei brachte. Und nun erging er sich selbst in diesen . . .

Jossifs vorübergehende Verärgerung war in breiten Unmut umgeschlagen. Vergeblich versuchte er sich Luft zu machen, indem er sich eine Zigarette nach der anderen ansteckte. Kaum war die letzte Kippe verglüht, griff er erneut immer hastiger, immer gieriger zur Schachtel. Seine Promille hätten gut zwei bis drei Führerscheinentzüge aufgewogen. Entmutigt blickte er auf das große, weiße, gähnend leere Papier vor sich. Warum wollte es nicht gelingen? Es war zum Auswachsen. Vielleicht musste man sich doch ein konkretes Thema stellen. Auch davon gab es ja genug. Einleitung, Hauptteil, Schluss. Großartig, umwerfend – zu welcher verwegenen Leistungen der schülerhafte Esprit sich aufzuschwingen vermag.

Jossifs Kehlkopf schmerzte. Noch eine Aktive. Nur zu. Selbstzerstümmelung, Raubbau an der Natur, der kleine Krebs freut sich, irgendwann müssen wir alle ins Gras beißen. Und das alles an einem so strahlenden Tag.

Der Vorsommer schickte seine ersten versöhnenden Sendboten, und er dämmerte dumpf und trostlos vor sich hin. Man hätte die Gipfel stürmen sollen an einem solchen Tag und nicht in Biergärten versauern dürfen. Ein Spaziergang auf den Hammerberg, schlendern und träumen, tief einatmen, tief einsaugen, lange und langsam ausstoßen, was ihn frisch und fliederduftend umschwärmte. Leidenschaft: Die höchsten Türme der Welt wären nicht hoch genug gewesen, sich von ihnen zu stürzen, die Gunst der Stunde auszukosten.

Jossif stürzte, stürzte tief, sein Magen hob sich, seine Füße glitten über den Kies, das leise

Summen der lauen Sphären auf seine Ohren schwoll an, schwirrte im Kreis, quoll und schwoll, ratterte jetzt und schleuderte sich berstend in Richtung auf die schüttende Glut der Sonne.

Er schreckte auf. Das Zittern hatte sich auf die Kehle gelegt, die jetzt noch heftiger schmerzte. Er bekam Angst. Was hatten diese Schmerzen zu bedeuten? Er brauchte Zeit. Vor rund zwei Wochen hatte er es zum ersten Mal gespürt. Die Kehle war anfangs trocken und bereitete Schwierigkeiten beim Sprechen, verschluckte manchen Laut und ätzte, so dass er gezwungen war, seine Worte sehr langsam und leise zu formen. Die Fistelstimme stand ihm gut, gab Grund mit Bier und Wein zu ölen.

Doch dann gesellten sich der Entzündung züngelnde und brennende Reize hinzu. Jossif rieb sich über den schmerzenden Hals, der nun stach und riss. Sein Gegenüber von eben hatte sich auch mitunter an den Hals gefasst, den Adamsapfel augenrollend nach links und rechts verschoben.

Er musste zum Arzt, und zwar bald. Vielleicht würde er schon morgen gehen. Doch er ängstigte sich vor der möglichen Diagnose, der Gewissheit unheilbar krank zu sein. Es gab so viele Leiden immerzu; kleine und angenehme, die man gern mitnahm; als ständige Bestätigung dessen, was man eben war: Ein hinfälliger Schaft. Aber diese Drangsal. Jossif perlte der Schweiß von der Stirn, der Rücken flammte, seine Hände klammerten sich fest um das kühlende Bierglas. Und wenn er nun wirklich ernsthaft krank war? Nicht auszudenken, unter welcher unsäglichen Qualen man mit einem Kehlkopfkarcinom dahinsiecht. Warum aber sollte ausgerechnet ihm ein solch vernichtendes Schicksal beschieden sein? Warum ausgerechnet ihm, dem hilflos in der Welt umher tappenden Zwanzigjährigen. Auch mit dem Rauchen musste Schluss sein.

Wo war Cynthia, er brauchte jetzt Ansprache, Ablenkung von diesem und jenem, heitre Welt und Sinnenrausch. Er würde kläglichst verrecken. . . Ach hatte er eine Scheißangst vor diesem Moment; die Hosen waren ihm schon jetzt so voll. Zum Kotzen dieses Dasein. Doch halt, dem Selbstmitleid einen Schuss vor den Bug; welches winselndes Jammerwesen machte sich da in ihm breit. Immer mann- und standhaft, hieß es und heißt's! Und wo, sagt, wo sind diese Männer? Vertilgt etwa von unserer aufgeweichten Moral?

Jossif lag auf einer schiefen Ebene geschnallt, die man Augenblick nennt. Die Gliedmaßen erstarrt, den Leib verschnürt, den Kopf fest an das gewundene Sieb seiner Überlegungen gepresst, stocherten seine verrasterten Blicke im Jetzt. Frei kommunizierbar war nur noch

dieser Augenblick. Alle Vorgänge beschränkten sich darauf den Raum der Zeit Gegenwart abzutasten, an den er gefesselt lag. Es gab kein Gestern und kein Bald, kein Vorwärts und Zurück, es galt das Hier und Jetzt. Was waren da Vorsätze, Maßregeln, Perspektiven und Pläne, wo ihn die Situation fest umklammert hielt. Wo nur die Angst und der Krebs und die Angst sein müdes Gehirn ausräucherten. Jossif versuchte, auszubrechen, stemmte sich mit aller Gewalt gegen sein widerwärtiges Empfinden, doch er blieb ein Gefangener der Situation. Sein Denken trug die Zeichen einer Festung, aus deren Mauerwerk es kein Entrinnen gab. Es hämmerte auf ihn ein.

Nur mit Mühe, nach langer Zeit erst gelang es ihm, weiter zu schwingen, um sich von der nächsten Situation gefangen nehmen zu lassen, die da hieß: Austrinken, Aufstehen, Nach-Hause-Gehen und Flucht, Flucht unter die Bettdecke.



## II

Das Fröhsommerwetter wollte in diesen Tagen nicht abreißen. Die laue Nacht hatte den Glanz der hellen Stunden ganz in sich hineingleiten lassen, gab der webenden Natur Zeit im verlangsamten Gang des großen Uhrzeigers ihren Aufbruch zu entwerfen und drehte das leuchtende Rad des neuen Tages mit dem Überfluss ungebändigter Kraft schwungvoll dorthin, wo ihr der matte Schein ferner Gestirne die Hände reichte. In den feuchten Gräsern der Gärten lag das Atmen einer jungen Brust. Von den Höhen sank knisternd und säuselnd ein frisches Erwachen ins Land. Dazwischen, entblößt von Verbrauchtem und lässig, lag mutig der Morgen in Sonntagsmontur.

Jossif fühlte sich heute besser. Daheim hatte er schnell die Spuren nächtlicher Verwüstung beseitigt und war der muffigen Bude entflohen. Sein Weg führte ihn zu den Ursprüngen, den Erzeugern, kurzum den Vätern und Müttern, den Eltern seiner Kreatur, denn ihnen wollte Rapport gemacht sein von den glückseligen Ausgängen einer Schülernatur.

Am Kirchplatz schlug Jossif nicht die direkte Richtung ein, sondern schwenkte vergessen hinunter zum Fluss. Dort unten wollte er seinem merkwürdig dem Verschlungenen entsprungenen Wohlbefinden einen dicken Bauch wachsen lassen. Solange er das erholsame Behagen hatte auf sich wirken lassen, ohne Wenn und Aber, gedieh es auch. So war es verständlich, dass er sich jedes Grübeln versagte. Auch das aber kostete Anstrengung, kostete Nerven, kostete Kraft und zuletzt so viel Geduld, dass er dem Drängen nachgab und verbissen bohrte nach dem Grund für sein unverschämtes Frohgefühl. War es nicht abgrundtief falsch, nach all den beschissenen Schulerfahrungen unbeschwert des Weges zu schlendern? Wäre ein gesunder Hass und Groll dem Entronnenen der Verkrümmungsanstalt nicht besser gestanden? Durfte man das alles in einem Strudel momentaner Zufriedenheit ertränken?

Für Jossif gehörte zu den klitzekleinen, doch folgelastigen Mysterien des Lebens, dass ihn das Glück zur Unzeit befiel. Dabei war ihm keineswegs klar, welchen Zustand man als solchen hätte bezeichnen sollen. War es also Glück, wenn ihn die Furcht davor verschreckte, einen bestimmten Gefühlszustand nicht am Leben erhalten zu können, war es Glück, wenn ihn das Wissen quälte, jenen gegen einen anderen, schlechteren Zustand tauschen zu müssen? Gab es ungetrübtes Glück? Ist es Glück, wenn man es greifen will, weil man begreift, und es sich fortrührt, weil das Begreifen wider Erwarten nicht das Ergreifen fördert. Wie willst Du glücklich sein, wo neben Dir die Welt zerbricht? Macht nicht

das Elend dort, den Frohen hier zum Mitschuldigen an dieser Not? Geschundenes, geschändetes, schändliches Glück.

Und dann wieder bricht es urplötzlich über Dich herein, bäumt sich auf und schüttelt Dich mit Ungestüm. Wer soll es dann ertragen? Ganz allmählich ließ sich Jossif am Seil des Zweifels vom Freilufttrapez ins Netz zaudernden Rätsels hinab, wo er sich heimischer, geborgener wähnte im kleinen Unwohlsein. So ein sticheliges, borstiges Unbehagen schien ihm jetzt und sonst, im Ganzen unverdächtiger. Mit ihm nur, das den Stachel der Unzulänglichkeit kennt, lässt sich Veränderung bewirken, fördern, ja erst einmal stiften. Heißt die letzte Zufriedenheit also Unzufriedenheit? Verzweifelt, bewusste Unzufriedenheit, mit Wankelmut so viel wie Ausgeglichenheit, erstarrter Handlungsfähigkeit so viel wie gesporntem Handlungsvermögen, ihrer Unzufriedenheit und Verzweiflung bewusste Zufriedenheit? Ist sie einer Zufriedenheit unbewussten Verzweifeltseins überlegen? Und ist Zufriedenheit geschmälertes Glück oder Glück ständige Zufriedenheit?

Jossif vertagte eine Entscheidung. Sicherheiten hatten Seltenheitswert. Sein Befinden glich dem eines Schreiberlings, dessen Schreibmaschine hinter jedem Satz ein dickes Fragezeichen ausspuckt, bis sich das Papier, übersät von Fragezeichen, unter der Last seiner Fragen in Luft auflöst.

Die Halsschmerzen von gestern waren weg. Er hatte wieder einmal glücklich überlebt. Dafür wuchs der Druck auf die Ohren, ein leises Schaben, das von außen kam. Jossif hielt sich die Ohren zu und blieb stehen. Das Zirpen wurde lauter, greller, spitz. Es musste doch etwas Organisches sein, ein Schaden am Trommelfell vielleicht, aber in beiden Ohren? Den Schularzt hatte er kürzlich einmal gefragt, woher das Knalltrauma kommen konnte. Der hatte ihn untersucht, aber nichts feststellen können. Bei Dr. Bruns hieß das allerdings nicht viel. Der passte sich in seinen Qualitäten der Mittelmäßigkeit des Apparates an. Diese Schulärzte waren sowieso ein Kapitel für sich, ein Unterkapitel im großen Rubrum der Menschenverächter, Kurpfuscher und Wunderheiler. Trotzdem, Dr. Bruns war ein ganz besonderer Fall. Kein halbwegs normales Mädchen wird die Untersuchungen bei ihm vergessen. Wenn er mit seinen schwitzenden Händen, seinen feucht unterlaufenen Augen die Körperpartien abtastete, mit mehligem Stimmton Ordonnanzen gab, lüstern seine Blicke herumgeistern ließ – das war ein schmieriger, schleimiger Typ, dieser Bruns. Jossif erinnerte sich, wie eine seiner Klassenkameradinnen einmal wie halb abgestochen schreiend aus dem Untersuchungszimmer gerannt kam. Leider war von ihr nie zu erfahren, was eigentlich

passiert war. Und weil die Sprechstundenhilfe mit dem Arzt unter einer Decke steckte, blieb die Sache ohne Folgen. Dieses Betzey-Gymnasium war überhaupt ein einziger verschworener Clan, ein stinkender Sumpf. Einfach beschissen war das alles. Doch damit, schmeichelte man dem ehrenwerten Haus noch. Jossif musste sich den Dreck irgendwie von der Seele schaffen. Abschalten — ja, aber wie, wenn einen das Ganze nicht losließ? Natürlich hätte er darüber schreiben, den ganzen Mist aus sich heraus in ein geharnischtes Protokoll schleudern können. Doch das hatte der Scheißladen einfach nicht verdient. Eigentlich wollte er sich anders ablenken, jetzt. Ausspannen, relaxen, alle Viere grade sein lassen.

Alkmar fuhr in zwei Wochen nach Südfrankreich und suchte noch Leute. Sein Bus war nicht ausgelastet, und das war für den ‚homo oeconomicus‘ ein Grund, die Fahrt platzen zu lassen. Alkmar checkte immer alles perfekt durch, auch die Reiseroute wurde vorab minutiös festgelegt. Das war überhaupt das Schlimmste an den Unternehmungen mit ihm, dass alles gleich einen wissenschaftlichen Anstrich erhielt. Wanderungen waren Exkursionen, Gespräche diffizile Dialoge und Ausflüge halbe Bildungsfahrten. Sollte er sich also doch zurückziehen und sich an seiner Schreibe besaufen? Wenn die Schreibe nur schon so lief, wie sie sollte. Aber das kam wahrscheinlich noch.

Immer das Richtige im richtigen Moment wissen und tun. Mit dem Schreiben aufhören, wenn es einem stinkt, sich volllaufen lassen, wenn es einem gefällt, kräftig draufklotzen, wenn es an der Zeit ist, jeden Moment jedes Tages ausgefüllt haben immer wechselnd gerade mit dem, wonach einem der Sinn steht, damit man nicht darauf kommt, sich zu fragen, welchen Sinn das Ganze hat. Irgendetwas in der Richtung schwebte Jossif für die nächste Zeit vor. Ungeschickt gehandhabt, ergab das allerdings einen ganz schönen Leistungsstress und Erfüllungsdruck. Ganz abgesehen davon, dass es niemand umsetzen konnte – so. Aber das war ihm jetzt egal. Ideale braucht der Mensch. Dein Zeigefinger, quälender Mahner, juckt mich nicht. Gesellschaftspolitische Verpflichtung, kollegiales Verhalten, Solidarität, nächstenliebender Einsatz, zum Teufel damit. Hört man wirklich auf, wenn es einen anödet, hat man den Punkt wahrscheinlich noch nicht erreicht, an dem man aufhören sollte. Ob das nun beim Bumsen, Bügeln oder Buckeln ist. Indem Du Dich in eine Sache einlässt, versündigst Du Dich an hundert anderen Möglichkeiten, die ungenutzt und brach liegen. Die Sehnsucht danach kann sich zu einer wahren Manie auswachsen; das eindimensionale Festgelegtsein schmerzt.

Das alles an diesem unschuldigen Morgen war schon etwas viel auf einmal für Jossif. Er blies sich kräftig durch die Nasenflügel, strich die Haare aus der Stirn und atmete tief durch. Südfrankreich oder Schreiben, das wollte erst einmal in Ruhe mit Cynthia besprochen sein.

Am Ende der Straße, die sich entlang des Flusses dahin schlängelte, bog Jossif in die Schenkenstraße ein und beschleunigte seinen Schritt. Es war schon Mittag, und er wollte noch heute zu seinen Eltern.

Auch hier in den entlegenen Randzonen bot die Stadt dem Betrachter ein verbotenes Bild. Die Zeugen rühmlicher Baukultur rissen nicht ab, wohin man seine Blicke auch schweifen ließ. Egal, wo man sich umschaute, in den Cities, in Wohngebieten, in den Zentren anderer Länder oder in den Großstädten der Entwicklungsstaaten, überall wurde historisch schützenswerte Kultur- und Bausubstanz von einem tranigen Einheitsbrei aus Beton und Glas überwuchert. Dort, wo die Baudenkmäler aus guter alter Zeit an Exponate modernster Funktionalbauweise stießen, waren die Gegensätze am krassesten. Im Vergleich zu früher mussten die Städteplaner der Gegenwart ein nahezu universales Studium in Legoland genossen haben. Zu den rein fachbezogenen Richtungen mussten sich dort Züge gänzlich andersgearteter Disziplinen gesellen: Ungeschmälert war den Architekten die Kaltschnäuzigkeit eines Boxers, der Einfallsreichtum eines Wiederkäuers und die plastische Vorstellungskraft eines Einzellers zu bescheinigen, standen dort Würstchenbuden und Souvenirläden vor einnehmenden Palästen, verdunkelten dort gigantische Trabantenstädte klotzig und wie vom Fließband gekippt den Himmel und hingen da eckige und ausgebreitete Monster neben filigranen Fassaden. Jeder Blick in die gegenwärtige Städtelandschaft glich einem Schlag ins Gesicht. Dabei muss es den Verantwortlichen zur bitteren Ehre angerechnet werden, keine Ausnahmen, keine Zonen gemäßigterer Bauwut geduldet zu haben. Ihr Sinn für bauliche Zusammenhänge war offensichtlich in eine hektische Gründlichkeit umgeschlagen, die keinen Quadratmeter Erdboden verschont lassen wollte.

Ganz ungewollt hatte sich Jossif in eines seiner Lieblingsthemen hineingesteigert. Meist ließen ihn diese kleinen bürgerlich lächerlichen Schandtaten kalt. Er ging durch die Stadt und hatte einfach keinen Blick für das, was ihn umgab; das waren dann Momente erfrischender Unbekümmertheit. Früher, als er in sich den kommenden Baumeister einer neuen revolutionären Stilepoche gesehen hatte, füllten Pläne und eigenwillige Entwürfe

seine Aktendeckel. Das war zu einer Zeit, als er sich bei vielen Erwachsenen der Gunst des Wunderkindes erfreute, das mit überschwänglichem Lob überhäuft wurde. Damals wäre vielleicht noch etwas zu retten gewesen!?

Von damals bis heute aber war vieles Unglaubliche geschehen, das auch dem gutwilligsten Betrachter Schrunden unter die Haut treiben musste. Heute, das war der hoffnungsvoll ausgesandte, kläglich missratene Zögling von damals – heute, das war das korrumpierte, verlorengegangene Versprechen von gestern.

### III

Ein Mädchenlachen, vergessen über den breiten Fahrdamm geweht, brachte Jossif auf andere Gedanken. Das konnte schon Kraft geben und Schwung – so ein unerwartetes, für einen bestimmtes Lächeln. Neuen Mut fand man, den ganzen modrigen Ballast abzuwerfen. Kurz leuchtete eine kindliche Heiterkeit in ihm auf. Man soll nicht immer alles so bierernst nehmen.

Auch hier in den Alleen der Grunewaldsiedlung, in die er sich verlaufen hatte, gab es ja unzählige kleine Geschmacklosigkeiten, die sich von Haus zu Haus durch das Wohngebiet stahlen, wo der kleine unbedarfte Mann seinen Kunstverstand in der Verschönerung des Einfamilienhauses mit Garten schult. Man durchwanderte ein schauriges Gruselkabinett verquerer Eingebungen, spleeniger Darbietungen und aufgepöppelter Sandkastenbildnerei. Wo der Geldbeutel nicht reichte, Extravagantes in die Wirklichkeit umzusetzen, mussten billige, schäbige Imitationen herhalten, unter denen frech und ungeniert schreiende Halbfertigkeiten hervorlugten. Hier machte die unverhohlen zur Schau getragene Dilettanterie fast wieder Spaß, verband sie hochfliegende Ansprüche und kümmerliche Ausführung zu einem wahrhaft possenhaften Krampf. Wo das Muskelspiel geballter Brieftaschen dagegen sein Unwesen trieb und alles nur noch prunk- und pompbeladen in ein nacktes Unvorhandensein von Stilempfinden einwilligte, verblieb ein übel aufstoßender Nachgeschmack. Die gesamte Häuserwelt der Siedlung zeigte einen großen Eulenspiegel vor, von dem die köstliche Unbeholfenheit jener abzulesen war, die solches angestellt. Die Baukultur war auf den Hund gekommen, welche Messlatte man auch anlegte? Was sollte man da noch lange vernünfteln? Oder war man im Alleinbesitz unfehlbaren Kunstverstands? Den meisten gefiel es doch, was da recht selbstzufrieden aus der Erde schoss.

Über dem Wald erst hinter den Äckern und Feldern wohnten Jossifs Eltern. Er hatte noch ein gutes Stück Weg vor sich. Sein Wagen war schon seit längerem in der Werkstatt, sonst hätte er den langen Fußmarsch ohnehin sitzend hinter sich gebracht.

Draußen in der Vorstadt, wo die Eltern wohnten, hieß es dann: aufgepasst! Im Grunde war es unverantwortlich, sich dort am helllichten Tag zu zeigen, wo man jedes Gesicht in- und auswendig kannte; schon deshalb waren die Besuche bei den Eltern in letzter Zeit immer spärlicher geworden. Bis man dort war, musste man jedes Mal ein fettes Bündel ungezählter Kontrollen von "Wie geht's?" bis "Wie steht's?" über sich ergehen lassen. Jossif

widerte das an. Natürlich gab es im Malvenviertel auch einige interessante Typen. Den alten Schuster zum Beispiel, dem man nicht müde wurde, die mysteriösen Friedhofsschändungen in die Schuhe zu schieben, ohne dass man stichhaltige Beweise gehabt hätte. Aber die paar Aussteiger dort, mit denen ein Zusammentreffen vielleicht gelohnt hätte, liefen einem nicht über den Weg. Die musste man schon aufsuchen, daheim in verkommenen, verluderten, geheimnisvoll anmutenden Schuppen und Verschlägen. Was einem der Alltag auf dem Trottoir entgegen schwemmte, war meist Abgegriffenes und Vorgekautes. Viele waren sogar über hundert Ecken mit einem verwandt, die anderen zählten zum erlauchten Kreis der elterlichen Bekanntschaft, und der Rest mauschelte sich so durch in der Gerüchtesuppe des klebrigen Kleinstädtidylls.

Jossif machte sich schnell einen Plan zurecht. Vom Theobaldy-Denkmal musste er nach links in die Schranne einbiegen, dann weiter zum Bischof-Trüffel-Palais gehen und erst dann, quasi von hinten, auf die Fürst-Heinrich-Schröter-Straße stoßen. Ein Verhör auf offener Straße, auch netter Plausch am Wegrand genannt, hätte ihm jetzt den letzten Nerv geraubt. Also Tarnkappe auf und himmelschauender Weise voran, galt es jetzt, die Dinge so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.

Am Ortsausgang, die fern lärmende Stadt im Rücken, verwarf er seinen Vorsatz und nahm die Hauptstraße. Sich von den Fragezeichen auswerfenden Quälgeistern Vorschriften machen zu lassen, erschien ihm doch zu blöde. Das hatte man bis vor wenigen Wochen in der Schule noch knüppeliger und gratis dazu.

Zwanzig Schritte vor sich erkannte Jossif Pastor Wehleid, den alten Seelsorger der Gemeinde. Das erste Straucheln der Beine, ein Zucken des Körpers übergang er entschlossen und marschierte verbissen aufrechtschauend weiter. Dann aber plötzlich hatte er einen Türgriff in der Hand und stand in einem feuchten, dunklen Wohnhauseingang. Dort drückte er sich herum und überflog verstört die Schilder der Briefkästen, bis Absatzgeklappere und Stimmen ihn ungeduldig machten und er nervös auf die geschäftige Straße zurückfand, ins schwüle Dröhnen des Spätnachmittags. Der Pastor war weg. Jossif konnte seinen Weg nun ungestört fortsetzen.

Ein Rest Unzufriedenheit aber blieb trotzdem zurück. Er war seiner Sache wieder mal bloß aus dem Weg gegangen, anstatt sich ihr zu stellen. Das alles waren Züge einer durchaus normalen, einer zu normalen Natur. Im Hirn konnte man sich das ja alles schön zurechtlegen. Kam es dann darauf an, kniff man doch wieder. Wie oft hatte er solche und

andere Verhaltensweisen schon an sich und anderen studiert, wie oft Überlegungen in diese Richtung angestellt, wie oft darüber gelesen und diskutiert, und doch: Es half nicht weiter. Man wusste, dass es so und so war, dass man kneifen würde wider besseres Wissen, dass man sich ärgerte – aber das war ja das Ärgerliche – und das, worin man den anderen so verdammt ähnlich war. Ob die anderen das auch kannten, dieses Gefühl, und den Wunsch anders sein zu wollen, unbedingt anders als andere? Bis zu seinen Eltern war es jetzt nur noch ein Katzensprung. Jossif kramte nach einem Kaugummi in seiner Hosentasche und freute sich auf ein kühles Bier. Als er nichtsahnend um die Ecke des alten Jesuitenkollegs bog, wäre er Pastor Wehleid fast in die Arme gelaufen. Jetzt musste er Farbe bekennen, Flucht war ausgeschlossen. Zunächst machte der Pastor gar nicht den Eindruck, als habe er Jossif erkannt. Er blieb auf der Stelle stehen, strich sich imaginäre Flusen vom Talar und klemmte seine Aktentasche fester unter die Achsel. Vielleicht war er in Eile, hoffte Jossif und spürte, wie sich seine Züge zu einem unverbindlich nichtssagenden Lächeln formten. Er fasste den Pastor fest ins Auge und sagte dann: "Mir geht's ganz gut, könnte es aber besser gehen, falls Sie's interessiert." "So, so", nickte der Pastor herablassend verständnisvoll, warf seinem Ausdruck dann aber einen Schimmer familiärer Leutseligkeit über, wobei er das Gefühl, taktlos überfahren worden zu sein, nicht ganz verbergen konnte.

Wehleid zögerte einen Moment, schob seine Brille auf den Nasenansatz zurück, nahm eine Haltung an wie beim Morgenappell und versicherte priesterlich umsorgend, wie sehr es ihn freue, Jossif nach so langer Zeit wieder einmal zu sehen. Dabei wich, die Starre aus seinen Gliedern, er tat den Schritt nach vorn, den er vorher zurückgewichen war und neigte den Oberkörper linkisch seinem Gegenüber zu, so dass das Gesagte bei Jossif vom Mundgeruch des Alten angesäuert eintraf. Das heftige Zucken seiner Augenlider verriet Jossif, dass der Pastor seine unbeholfen verrenkte Art im Umgang mit Menschen bis in die alten Tage hinein nicht abgelegt hatte.

Ungeduldig ließ Jossif seine Blicke am Geistlichen auf- und abwandern, was den greisen Kirchenvater zusehends verwirrte. Der legte seine beiden Hände freundschaftlich auf Jossifs Schultern, rüttelte ihn kurz und fragte dann herzerweichend teilnahmsvoll, was mit ihm los sei. Jossif aber kostete sein vorgetäushtes Weltschmerzgehebe genüsslich aus und gab dem Geistlichen mit einem geringschätzigen Augenblitzen zu verstehen, dass die Auskünfte seines Überrumpelungsangriffs genug der Worte gewesen seien. Wehleid nahm



nun deutlich Abstand, versuchte sich zu sammeln und wischte sich mit dem Taschentuch über die Lippen. Das nervöse Klopfen seiner Füße rief in Jossif ein Gefühl gleichgültigen Mitleids wach. Er überlegte, wie er den Alten am schonungsvollsten abschieben konnte. Dabei ging ihm die Frage nicht aus dem Kopf, warum der von Natur aus unsichere und zurückhaltende Mann nicht von einer gefälligen Ausrede Gebrauch machte, die ihn der peinlichen Situation enthoben hätte. Warum er sich geradezu zwang, das für beide unangenehme Zusammentreffen zu verlängern.

Als der Geistliche zu einem erneuten Versuch anhub, um in Erfahrung zu bringen, wie es den Angehörigen gehe, konnte sich Jossif ein verständnisvolles Nicken abringen, das den Alten zu neuen Fragen ermunterte, obgleich ihm das stumme Mienenspiel seines aufgeschossenen Schützlings noch immer zu schaffen machte. Damals in den unbeschwerten Stunden mit der Jungschar, hörte Jossif den Pastor sich Mut und ihm Geneigtheit ablockend zureden, habe man doch unvergessliche, verbindende Erlebnisse gesammelt. Ein solch unzertrennliches Bündnis gebe es unter den jungen Leuten heute kaum mehr. Es sei zu schade. Jossif bremste, unterband sein gutgemeintes Nicken. Stand ihm jetzt der ganze vermottete Sermon bevor? Barsch fiel er dem leidenschaftlich Ausholenden ins Wort: "Ich muss jetzt aber weiter, Herr Wehleid." Der Pastor zog ein gekränkt fragendes Gesicht und gackerte fassungslos: "Jossif, ich kenne Dich nicht wieder!" "Pastor Wehleid", versetzte Jossif, ohne Gelegenheit zu finden, seinen Weggang vorzubereiten.

"Nein, nein, das ist nicht mehr der nette junge Mann von einst", brummelte der Alte kopfschüttelnd – mehr in sich hinein, als sein Gegenüber ansprechend, und tiefe Besorgnis grub sich in die entgeisterte und verzerrte Maske des Kirchenmanns. "Ich kann jetzt keine Erklärungen abgeben, nicht hier und jetzt", lenkte Jossif ein, redlich um Ausgleich bemüht. Sein Fuß fiel tapsend zur Erde nieder. Es war ihm jetzt vollkommen gleichgültig, wie er den Pastor loswurde, der seine zerfurchte Stirn mit einer Handbewegung glätten wollte, dann aber doch nur ratlos durch das spärliche Haarkleid fuhr und verständnislos „Jossif, Jossif, Jossif" ausrief, mit dicken Rufzeichen hinter jedem Wort.

"Auf Wiedersehen, Herr Wehleid", unterbrach Jossif die resignierte Beschwörungssalve und machte Anstalten am Pastor vorbei, seinen Weg fortzusetzen. Der aber legte all seine guten Vorsätze noch einmal aufeinander und startete einen Großanflug mildtätiger Nächstenliebe, indem er Jossif am Ärmel griff und pfaffenbuhlerisch flehend seine Hilfe

anbot. "Nein danke", schleuderte Jossif dem Alten sich abwendend entgegen, riss sich los und rannte davon. Daheim bei den Eltern quälten ihn Gewissensbisse, den Pastor derart rüde abgefertigt zu haben. Ganz so bedingungslos hatte er sich das mit dem „Sich-einer-Sache-stellen" auch nicht vorgestellt. Irgendetwas nicht näher Definierbares in ihm aber erklärte sich mit seinem Verhalten voll und ganz einverstanden. Für das, was er nicht näher beschreiben, umso deutlicher aber spüren konnte, fand er den Vorwand, einmal hart, unnachgiebig und konsequent einfach das gezeigt zu haben, was er empfunden hatte. Schon immer war ihm der anbiedernde und halbherzige, weil unsicher vorgebrachte Opfermut des Pastors zuwider, und nun war es eben zum Ausbruch gekommen. Wie ein Funke hatte Wehleids Auftauchen seinen geladenen Zustand zur Explosion gebracht. Er würde ihm das vielleicht auch schreiben, dachte Jossif und gab sich schließlich damit zufrieden, dem Pastor alles auf Papier viel besser auseinandersetzen zu können.

Aus dem Eisschrank holte sich Jossif ein Bier, suchte sich etwas Passendes aus Vaters erlesenen Rauchwaren und warf die Flimmerkiste an. Den Ton drehte er ab, dafür legte er eine gute Scheibe blechschmetternder Spätromantik auf, die er nach guter alter Rockmanier full power durch den Äther jagen ließ. Das brachte ihn wieder etwas zu sich. An Bildschirm produzierten sich gerade zwei Glamourpuppen in einer schmalbrüstig-bonzig-schmalztriefenden TV-Show.

Wo machten seine Eltern stecken? Jossif schaltete den Apparat verärgert wieder ab. Vater war wahrscheinlich noch in der Firma und Mutter beim Einkauf. Sein Verhältnis zu den Eltern gestaltete sich schon seit jeher sehr ambivalent, besonders in letzter Zeit.

18.45 Uhr – wie von Geisterhand betätigt, leuchtet die Kontrolllampe "Aufnahme" am Videorecorder auf. In der Fernsehzeitschrift steht etwas von einem Bericht über Rechtsradikale. Am anderen Kanal gibt's Spanisch für Anfänger. Also kamen die Eltern später, wenn hier aufgezeichnet wurde.

Seinen Vater sah Jossif, wenn er Geld brauchte, seine Mutter noch seltener. So weit ging das ganz gut, man ging sich aus dem Weg. Dabei hatte er seine Eltern ganz gern. Den Vater, diesen verdienstvollen Mann, musste man ja schätzen. Aber eben nur auf Distanz. Wen interessieren hier Rechtsradikale? Frau Muttern vermutlich, die stand der ZedeUUZeesUU nahe. Die neue Ledersesselgarnitur war denkbar unbequem. Sein Verhältnis zu den Eltern war gar keines, wenn man's recht bedachte. Unbequem und pharisäerhaft wie das gusseiserne Kruzifix in der Ecke. Vater war eben ein richtiger Karrieretyp, wie geschaffen für die Jetztzeit. Und Muttern soll neulich sogar der Frauen-Union beigetreten sein. Das Videodings tickt wie eine Zeitbombe. Dabei war sie nicht unintelligent. Überhaupt fristete in diesem Haus alles ein Dasein wie Hund und Katz. Sein psychologischer Feinsinn hat ihn zu dem gemacht, was er heute ist.

Wenigstens das Bier ist trinkbar. Chef einer prosperierenden Mittelstandsfirma der verarbeitenden Industrie. Und deshalb hatte sie für ihren Parteibeitritt auch eine triftige Erklärung. Über dem Wohnzimmer zum Beispiel war ein Füllhorn hektischer Einrichtungswut ausgeschüttet worden. Zuviel Creme, zu viel Schweiß, zu viel Bruckner, zwei Sätze genügen. Der sozialistischen Unterwanderung galt es, den Kampf anzusagen. Frau musste ja um ihren Zweitwagen bangen. Andere Zimmer wieder waren leer, nahezu unbewohnt.

Mal sehen, was die Hausdiskothek noch zu bieten hat?

Das war ja alles nur zu verständlich. Wer lässt sich schon gerne seinen Lebensinhalt nehmen? Insgesamt ergab dies eine sehr ausgewogene Wohnkultur.

Schon in der Schule soll Vater das ganze Spektrum menschlicher Beziehungen genossen haben, von ge- bis verachtet.

Natürlich die Klassiker, natürlich Barockes und widernatürliche Tanzmusik. Last but not least: Max Greger.

Dann kamen die Eltern endlich, großmännisch abgekämpft, nach einem Tag voller Arbeit.

Heuchlerisches Begrüßungszeremoniell und Stille: Mutter im Bad/Vater am Kühlschrank.

Draußen tobte ein Gewitter, fegte den heißen Tag in die Nacht. Wortgeplänkel, Marginales wie vorher auf der Straße, nur schmerzlicher, weil es die Eltern waren. Allmählich geriet etwas in Fluss, Jossif spielte mit.

„Was macht Gerda? Das Auto ist wohl schon wieder in der Reparatur? Brauchst Du Geld?“

„Weisst Du doch!“

„Hast Dich lange nicht blicken lassen.“

„Viel zu tun.“

„Jetzt nach dem Abitur?“

„Erst recht, ausspannen.“

„Und sonst?“

„Das Übliche.“

„Apropos, wann gibt's die Zeugnisse?“

„Ham sie schon . . .“

Jossif griff sich lässig, betont lässig in die Brusttasche, um das weiße Ding hervorzukramen, streckte es seinen Eltern grinsend entgegen und ließ sich gelangweilt in den Sessel fallen.

Mit einem Mal war ihre scheinbare Erschöpfung wie weggeblasen. Seine Mutter aufgescheucht wie ein nervöses Suppenhuhn, stimmte das alte Klagelied über die verlegte Brille an, wollte aber das Wichtigste gleich mündlich: Deutsch, Mathe, Physik??

Sein Vater, mit Würde, wichtig, hob das Schriftstück bedeutungsvoll auf Augenhöhe, ließ Milde in seine Züge fließen, was dem strengen Herrn gut stand, und brummbaßte:

„Beachtlich mein Bester“. Es schien ihm in diesem Moment gleichgültig zu sein, dass ihm schiere Überraschung ins Gesicht geschrieben stand. Hätte ihm die Mutter das Faltblatt nicht entrissen, hätte vielleicht ein weiteres verbindliches Wort den Weg über seine Lippen

gefunden. So aber nuschetete er nur Abfälliges über die unwirsche Art seiner Frau, zückte seine Briefftasche und legte einen rotbraunen Fünfhunderter vor Jossif auf den Tisch. Dann verschwand er mit hängenden Schultern und wortlos in seinem Arbeitszimmer. Es schien, als müsse er einen schweren Schlag verkraften – immerhin war sein Durchschnitt um fünf Zehntel schlechter.

Währenddessen stimmte die Mutter umso eifriger Elogen auf ihn an. Sie glitt immer gleich ins übertrieben Exaltierte ab, gab es etwas, worüber sie sich wundern konnte. Prononciert, die Stimme zum Überkippen spitz, gebremst nur vom würdevollen elterlichen Stolz, zitierte sie die Zensuren zwei-, dreimal von vorn nach hinten durch und ließ die ehrende Verlesung dann in ein allerdings sehr gezielt eingesetztes Aufjauchzen münden, dem eine Umarmung folgen sollte, die jedoch durch das undelicate Zurückweichen Jossifs vereitelt wurde, so dass sich das Überschwängliche in einen unpassenden Händedruck umgemünzt sah. "Kein Makel, kein Makel!" leuchtete ihr die Begeisterung aus der Stimme, doch Jossif warf einen Bremsklotz in die Himmelfahrt und sagte kühl: "Mein Ziel hab' ich trotzdem nicht erreicht". Sie ließ sich nicht beirren und konterte, dann sei das Ziel eben zu hoch gewesen. Jossif dachte nur an Flucht, schnell und unbemerkt. Dann klingelte das Telefon wie bestellt, aber nur in seiner Fantasie. Tatsächlich setzte sich der aus allen Fugen geratene Lobesgesang fort, während sich das Läuten in Jossifs Kopf zu einer herbeigewünschten Razzia, mittleren Naturkatastrophen und anderen polternden Ungelegenheiten hochschaukelte. Als er wieder aufhorchte, war seine Mutter schon bei der eigenen Schulzeit angelangt, von der es freilich nicht minder Glänzendes zu berichten gab. Das verstärkte seinen Entschluss aufzubrechen, seine Mutter aber brach unerwartet ab und bat ihn, zum Essen zu bleiben. So ließ er sich umstimmen und dem Lukullus in sich freien Lauf. Das gute Essen versöhnte ihn. Seine Manieren bei Tisch brachten seine Mutter auf unerfreulichere Gedanken, trübten ihre aufgestachelte Stimmung aber nur unmerklich. Heute, wo von den Erfolgen des Sohnes Kunde getan ward, verknipte sie sich die sonst üblichen Ermahnungen. Dann aber wurde es doch wieder anstrengend. Sie wollte wissen, wie es weitergehe und ließ nicht ab, ihm ihr Traumstudium schmackhaft zu machen. „Mit Deinen Noten, verstehst Du, gibt es den 'Numerus Clausus' nicht mehr. Du musst jetzt zielstrebig weitermachen“, feuerte es aus dem Muttermund. – Stille. „Bei den heutigen Berufsaussichten gibt es doch nur ein Studium, das für Dich in Frage kommt – oder?“ Jossif verbot sich eine Antwort. Genervt drehte er das Bierglas zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her, starrte in die

gekräuselte Schaumkrone und dämmerte vor sich hin. Was jetzt kam, kannte er schon in- und auswendig.

(Die nächste Viertelstunde konnte man sich eigentlich ausblenden, frei nach dem Klappe-zu-Affe-tot-Schema. Daher liebe/r LeserIn wurde das Gespräch vom Lektorat gekürzt).

Am liebsten hätte Jossif den 500-Markschein auf den Tisch geknallt und wäre verschwunden.

„Warum sagst Du nichts, Du musst Dir darüber doch auch schon Gedanken gemacht haben“, bohrte das mütterliche Gewissen weiter. Jossif ließ seinen Oberkörper über die Tischplatte gleiten und bettete sein Kinn auf die beiden aufeinander gestützten Fäuste. So in Ruhestellung gebracht, verharrte er dem vorgetäuschten Einschlafen nahe.

Augenblicklich wurden die Augen seiner Mutter von einem jähzornigen Funkeln erhellt, was für ihn das Zeichen war, die mühsam offengehaltenen Augendeckel gänzlich zu schließen. Doch Jossifs Mutter wusste, wie er aus dem Halbschlaf zu kitzeln, hellwach zu rütteln war:

Da ist doch Cynthia mit im Spiel!

Was?

Die hat dich gegen uns aufgehetzt!

Mal langsam . . .

Dein Vater hat das auch schon immer gesagt.

Dann habt ihr euch eben beide getäuscht!

Ich will dir mal was Schönes sagen. Entweder du suchst dir anständigen Umgang . . .

Oder?

Oder du siehst keine müde Mark mehr von uns.

Häää??

Du lebst doch schon jetzt in wilder Ehe mit dieser Person!!

Wilder Ehe??

Das schadet unserem Ansehen.

Weiß doch keiner.

Die ganze Stadt weiß das . . .

35.000 Menschen??

Zu viele jedenfalls . . .

Bei Dir tickt's wohl nicht mehr richtig.

WIE BITTE!!

Just in diesem Moment trat Jossifs Vater ein. (Pater ex machina). Er überflog das beinahe vollendete Kapitel kurzen Auges und hinderte die Akteure so (praktisch) am Weitersprechen. Da er sich für weitreichende Änderungen, Kürzungen und Streichungen aussprach, verloren die Gesprächspartner ihren Faden, den kurz darauf die Maus abgebissen haben soll. Ein ganzes Kapitel für die Katz?

Name: Cynthia Wallreitner

geb: 25.11. 55

gest: lebt noch

verh. – **led.** ; - gesch.

wohnhaf: BRD

Schulbildung: normal

Aussichten: unverändert

Gewicht, Größe usf. = unwichtig

Sage noch einer, ihr läge zu viel an Äußerlichkeiten. Zugegeben, vielleicht lagen ihr andere. Aber wo zieht man die Grenze? Zog sie selbst eine? Wahrscheinlich, aber mehr unbewusst. Immerhin, sie war feminin, das steht fest, und sie war es gerne. Nicht im Sinne von feministisch. Nein oder vielleicht doch? – Nein, eher im Sinne von weiblich eben, zu gut deutsch w e i b l i c h.

Tagsüber, trug sie Jeans. Das war ihr wichtig. Wichtiger jedenfalls als Energiediskussionen, Abrüstungsverhandlungen oder Menschenrechtsdeklarationen.

Nicht ganz so wichtig allerdings, wenn man bedenkt, dass sie auch Röcke, Kleider (maxi bitte), Schmuck aller Art, Blusen, Pullover, T-Shirts, Unterwäsche, Jerseys, Gestricktes, Genähtes, Gewebtes, Gesteptes trug – hin und wieder. (Alles zusammen brachte man ja auf so und so viel Quadratcentimetern Körperoberfläche nicht unter, leider). Kurzum: Cynthia legte Wert auf das Äußere. Dabei hatte sie ihre ganz persönliche Note. Man muss sie sich etwa wie einen blumig-perlenden Kleiderständer vorstellen, der einer der vielen, heute so gefragten Sponti-Boutiquen (gibt's das überhaupt – nie gehört) entlaufen ist. Um genauer zu sein: Jede Kleinstadt, die etwas auf sich hält, beheimatet doch mittlerweile einen oder mehrere dieser entzückenden Läden, wo es vornehmlich orientalisch, meist sogar spezifisch indisch hergeht.

Geschäfte eben mit diesem Outsiderflair und Alternativtouch. Shops, in denen es die ganzen bürgerlichen Güter einfach anders gibt, mit umgekehrtem Vorzeichen und chicem Komparativ: ausgefallener, aparter, extravaganter. Wo man/frau vom Teechen bis zum Leibchen, von der Wasserpfeife bis zur Unterhose, vom Kattunstrickfrack bis zum ledergebundenen Tagebuch alles bekommt – nur eben mit dem kleinen Unterschied zum



konventionellen Konsumzirkus, dass sich das Ganze unheimlich „anti“ gibt (Preisaufschlag inbegriffen). In dieser sogenannten Subkultur fühlte sich Cynthia heimisch; das war ihre ganz persönliche Note. Unterschlägt man einmal, dass tausend andere diese persönliche Note ebenfalls auszeichnete.

Es erübrigt sich beinahe, darauf hinzuweisen, dass Cynthia gut aussah. Immer wenn sie in den Spiegel sah, gab es etwas, was ihr behagte. Da hätte zwar die flotte Locke sich nicht ganz so tollkühn über das Stirnband ins strahlende Augenfeld neigen müssen. Falten und Grübchen an Nase und Mund hätten ihr unvermeidliches Auftauchen etwas verhaltener noch ankündigen können und die Backenknochen hätten einen weit grazileren Rahmen abgeben können. Doch alles in allem schaute einem da ein offenes und fröhliches Gesicht entgegen, das frau ohne weiteres herzeigen konnte. Bei Lichte besehen verbreitete sie mitunter einen so unvergleichlichen Zauber, dass man ihre Beschreibung besser dem geübten Pinselstrich eines klecksenden Zeitgenossen überlassen hätte.

Jossif kannte sie schon länger. Mit seinem Gerede vom weltanschaulichen Hintergrund eines sinnvollen Daseins konnte sie freilich nicht viel anfangen. Darüber war sie gewissermaßen auf naturgegebene Weise erhaben. Zum Glück vergingen diese, seine Anfälle ja auch schnell. Dann war sie wieder ganz bei sich, unbehelligt der müßigen Überlegungen, was wäre wenn und so weiter. Dieses überflüssige Grübeln würde Sie ihm schon noch austreiben. Sie selbst hatte ein viel natürlicheres Verhältnis zur Ratio. Von ihr wurde Letztere nur zu Rate gezogen, wenn sie das Gefühl im Stich ließ. Bei Jossif war das gerade umgekehrt. Was Cynthia auszeichnete war etwas, das über all dem zu stehen schien. Sie erfüllte eine beinahe unverwüstliche – andere würden sagen – penetrante Heiterkeit. Egal, was geschah: She kept smiling. Nicht nur äußerlich – nein, nein. Dieses Lächeln kam von innen, tief von innen, wo eine schier unversiegbare Lebensbejahung seine Depots versteckt haben musste. Es zeigte sich auch nicht immer durch ein Lächeln, sondern fußte in einem gesunden ungetrübten Verhältnis zur Welt. So was wie amor fati, aber diese Bezeichnung benutzte Jossif allzu gern und sie passt nicht wirklich zu Cynthia. Töricht deshalb zu glauben, sie mit ein paar Federstrichen beschreiben zu können.

*Die Charakterisierte selbst war damit auch keineswegs einverstanden. Das will der Autor während eines Kurzinterviews mit ihr herausgefunden haben. (Nie sind die Leute mit dem zufrieden, was über sie verzapft wird.)*

*Das, was da stehe, treffe auf viele Menschen zu. Es sei versäumt worden, die bestimmenden Wesenszüge sauber und trennscharf herauszuarbeiten. Und überhaupt spreche aus dem Gesagten eine abgrundtiefe Verachtung dem Weiblichen gegenüber. Die alte männliche Präpotenz werde da zelebriert, typisch Mann eben. Das könne frau so unmöglich stehen lassen.*

*(Auf vielfachen Wunsch des Autors setze der Lesende daher die Namen Paul, Peter oder Otto anstelle von Cynthia ein und lese die vorstehenden Absätze noch einmal, um diese haltlose Unterstellung zu widerlegen.)*

Heute, es war Sonntag, wollte sich Cynthia mit Jossif treffen. Horch, es klingelt schon an der Tür. (Ei, wie das alles passt).

Jossif stand da vor Cynthias Tür wie eine zerknitterte Plastiktüte. (Er selbst würde den hinkenden Vergleich übrigens unterschrieben haben, zumindest den adjektivischen Teil davon, denn er fühlte sich im Moment wie etwas nicht wieder Geglättetes und war eigentlich gar nicht in der rechten Verfassung, Cynthia zu treffen).

Die Tür wurde nicht geöffnet, und so zog er es vor, wieder zu gehen, ohne ein zweites Mal zu klingeln. Dann hörte er Cynthia rufen und kehrte um. Die Begrüßung auf dem Treppenabsatz fiel der langen Trennung wegen vergleichsweise überschwänglich aus. Ich war gerade unter der Dusche, flötete Cynthia andeutungsvoll, knöpfte ihren Bademantel aber eilig zu. Jossif schaute trotz der belebenden Begrüßung noch immer recht betreten in die Runde, hängte seine Jacke an die Garderobe und verschwand dann in der Toilette, wo er sein Gesicht mit kaltem Wasser wusch.

„Was ist los?“ fragte Cynthia verwundert, im Flur alleingelassen. Jossif nahm ein Handtuch von der Stange, trocknete sich ab und murmelte etwas Unverständliches in das Frotteelaken hinein. Er schloss die Toilettentür wortlos und ging auf Cynthia zu. Die aber blickte nur kopfschüttelnd an ihm herab, drehte sich um und ging in ihr Zimmer. Szenen wie diese waren bei Jossif an der Tagesordnung. Obwohl sie sich eine herzlichere und leidenschaftlichere Begrüßung gewünscht hatte, dachte sie sich nichts und schleuderte ihren Bademantel mit einer Geste aufs Bett, die verriet, dass die Sache für sie schon erledigt war.

Wie es so gehe, wollte sie wissen, als sie vorm Schrank stand und betont wichtig in den Fächern nestelte. Jossif lehnte im Türrahmen, zündete sich eine Zigarette an und vergaß über ihrer blendenden Nacktheit zu antworten. In seiner Hose versteifte sich etwas, sie fragte: „Na was ist los?“ Und er wäre am liebsten direkt über sie hergefallen, als sie sich den Slip überzog.

Stattdessen aber wandte er sich energisch ab, ging ins Wohnzimmer und blätterte aufgewühlt in einer Illustrierten herum, als könne er sich die anbrandenden Lüste dadurch austreiben. Durch das gekippte Fenster flirtete die Luft unter den verklebten Kleidern mit der Haut.

Cynthia setzte sich ihm gegenüber in einen Sessel und begann mit der Pediküre. „Wie geht's?“ fragte sie erneut, „du siehst so ungesund nachdenklich aus.“ Jossif legte die Zeitschrift beiseite, stand auf, ging zum Fenster, lehnte sich mit dem Rücken dagegen,

verschränkte die Arme halbschräg über dem Körper und schwieg.

„Du sprichst wohl nicht mehr mit mir“, fragte sie leicht gereizt. „Macht Dir Dein Ohrensausen wieder zu schaffen?“

„Fragen, Fragen, Fragen“, stieß Jossif plötzlich hervor. Mit einem Ruck richtete er sich auf, fuhr herum und stierte aus dem Fenster auf den Park, der sich zu Füßen des Wohnblocks erstreckte. Dann wieder Schweigen. Nachdem er draußen nichts entdecken konnte, was ihn abgelenkt hätte, spielte er doch das Endlosband ein: „Alle haben ständig Fragen: Was ich mache? Wie es mir geht? Was ich vorhabe? Immerzu diese blödsinnige Fragerei.“

„Na und, aber ich werde ja wohl noch fragen dürfen“, erwiderte Cynthia mit der Schere in der Hand, halb gleichgültig, halb genervt, ihren Part spielend, ohne es zu wissen.

„Aber ich weiß doch selbst nicht. Was soll ich schon sagen, außer ich weiß nicht.“ Jossif war zwei, drei Schritte ins Zimmerinnere zurückgewandert und machte sich an Cynthias Bücherregal zu schaffen.

- Jetzt komm' mal her und setz' Dich zu mir: Gab's Krach mit den Eltern, ist die Kasse knapp oder welche Laus ist dir sonst über die Leber gelaufen?
- Hör mir mit den Eltern auf, das ist doch immer das Gleiche, ewig, seit Jahren das Gleiche.
- Also gab's doch irgendwas?
- Nein, nein, wie immer nichts. Jossif stellte das Buch, das er beiläufig durchgeblättert hatte zurück, setzte sich vor Cynthia auf den Tisch und versuchte zu lächeln. Sie vermied es, aufzuschauen und fingerte weiter emsig an ihren Zehen und Nägeln herum.
- Wenn Du noch in der Schule wärst, könnt' ich's ja versteh'n, dass Du Sorgen hast, sagte Cynthia jetzt doch etwas vorwurfsvoller. Aber so, bist ein freier Mensch, das Abi ist gelaufen, kannst tun und lassen, was du willst und lässt doch die Flügel hängen. Bist eben ein ewig unzufriedener Nörgler!
- Quatsch, sagte Jossif viel zu laut, hielt aber gleich wieder an sich. Aus seiner Hosentasche kramte er umständlich eine Kippe hervor, zündete sie an und klopfte mit den Fingern nervös auf der Tischplatte herum, weil sich Cynthia ein Feixen nicht verkneifen konnte.
- Jetzt rück endlich raus mit den Bilanzen, ihr müsst doch die Noten schon haben – oder? Ist das der Grund für Deine Miesepeter-Laune?

- Wenn Du's genau wissen willst: Ergebnis befriedigend, Kandidat bestanden, Durchschnitt Eins komma, aber ich will nicht, dass Du mich für einen unrettbaren Streber hältst, erwiderte Jossif.
- Dann ist ja alles in Butter, ich weiß gar nicht, was Du hast, so was sollte mir auch mal passieren.
- Gar nichts ist in Butter. Das Abi ist passé, interessiert nicht mehr. Wichtig ist, was jetzt ist – und genau das weiß ich nicht. Aber ich hab' keine Lust, mit Dir darüber zu reden, zumindest nicht jetzt.
- Dann lass es eben, beschwichtigte Cynthia, es zwingt Dich ja kein Mensch. Fahr mit Alkmar nach Frankreich oder mach' sonst was Schönes. Cynthia stand auf, ging in die Küche und kam mit einem Käsebrot zurück, an dem sie genüsslich herumkaute. Im Vorbeigehen warf sie Jossif einen Kuss zu, öffnete das Fenster und sagte einlenkend: Wir müssen etwas unternehmen, damit Du auf andere Gedanken kommst. Gewollt schwärmerisch fügte sie hinzu: Schau, das herrliche Wetter, wie geschaffen für einen kleinen Rundgang, im Beuerlein trinken wir einen Kaffee und am Abend gehen wir ins Kino, was sagst Du dazu?

Jossif überlegte kurz und sagte dann kühl: Mal sehen, aber erst will ich auch was essen. In der Küche, wo er in einem aufgewärmten Nudelaufwurf herumstocherte, verflog seine Redefaulheit allmählich und er erfuhr von Cynthia, dass ihre schulischen Leistungen mal wieder Anlass zu Besorgnis gaben. Sie hatte die 12. Klasse schon einmal wiederholt und stand in Latein und Mathe nun wieder auf Fünf. Jetzt, wo er mehr Zeit hatte, wollte er mit ihr vielleicht etwas pauken. So hielt er sich über den Schulbetrieb auf dem Laufenden, denn Cynthia würde gezwungenermaßen von den Stunden erzählen, was sie sonst nur sehr ungern tat, um die Penne wenigstens aus der Freizeit herauszuhalten; ganz nebenbei würde das ihren Leistungen natürlich auch guttun.

Jossif unterbreitete ihr seine Idee, stieß allerdings auf wenig Gegenliebe. Was er da über die Schule zu schreiben gedenke, interessiere sie weit mehr. Er gab nun fast bereitwillig über seine Pläne Auskunft, sprach von radikaler Abrechnung mit seiner Schulzeit und konnte sich, als er länger darüber redete, das erste Mal wirklich für die Sache erwärmen. Cynthia, die seine Abneigung der Institution Schule gegenüber teilte, sprach ihm Mut zu und meinte die Abrechnung könne nicht saftig genug ausfallen. Von Jossif dazu aufgefordert,

zog sie weiter vom Leder: Junghans zum Beispiel, sagte sie, sei ein glattweg unbeschreibliches Arschloch. Der verteilt seine mündlichen Noten so demokratisch, dass du Noten bekommst, ohne im Unterricht gewesen zu sein. Ein einziger verlogener Haufen ist das, wettete Cynthia weiter drauf los. Denen gehört kräftig eins drauf, sonst meinen die, sie können mit uns alles machen, polterte sie unentwegt weiter. Auf dem Gipfelpunkt ihrer Schimpftirade hielt sie plötzlich inne, schüttelte verstört den Kopf und fügte etwas kleinlaut an, sie sei wohl doch gerade über das Ziel hinausgeschossen und könne diese keifende Art an sich überhaupt nicht ausstehen. Es gebe nämlich auch andere Lehrer, die, wenn auch selten genug, versuchten, den Unterricht angenehm zu gestalten. Eine jener lobenswerten Ausnahmen sei ihr Deutschlehrer, bei dem sie gerade über Trivialliteratur diskutierten. Da kämen auch verschiedene zeitgenössische Romane gar nicht gut weg, erläuterte Cynthia ihrerseits etwas oberlehrerhaft. Was unseren Deutschlehrer vor allen anderen auszeichnet, ist, dass er die Schüler wirklich erreichen will, während die anderen Sturböcke nur über unsere Köpfe hinwegdozieren, ohne auch nur einen Gedanken daran zu verschwenden, dass ihr spezielles Fachgebiet nun wirklich nicht die "ultimo ratio" auf Gottes Erden ist!

„ABER solange man nichts dagegen unternimmt, braucht man sich auch nicht aufzuregen“, erwiderte Jossif lakonisch. Er hatte die Suada seiner Freundin die ganze Zeit staunend verfolgt. So in Fahrt hatte er sie noch selten erlebt.

Das Reizthema Schule war damit für beide vorerst erledigt und sie beschlossen, einen kleinen Spaziergang einzuschieben, um den Schulfrust zu vertreiben. Beim Ankleiden im Flur erbat Jossif mildernde Umstände für sein patziges Verhalten. Er sei mit sich selbst nicht im Reinen, wisse allerdings auch nicht, ob sich das so ohne weiteres ändern lasse. Cynthia winkte verständnisvoll ab, hakte sich ein und nuschelte ihm etwas Zärtliches ins Ohr.

Draußen schlugen ihnen die gleißenden Lichter des Vorsommers entgegen. Die kalkgrauen Häuserwände der Siedlung sog die vibrierende Luft in ihr ausgekühltes Mauerwerk auf. Jossif wünschte sich die Haut vom Leib gerissen, das Blut seiner Adern mit den lauen Lüften eins gemacht. Tage wie diese, ganz von Glanz durchwirkt, hatten etwas schier Unbegreifliches. Unwillkürlich verlangsamten sie ihren Schritt und kosteten in kleinen Happen davon; es schmeckte wunderbar.

Die Wiesen entlang der weißen, sandgekörnten Wege, aus denen die Bäume frischfarben in den Himmel aufschossen, waren wie ein schützender Teppich vor der lärmenden Welt. Cynthia erinnerte sich solcher Tage wie diesem, unterwegs mit ihren Eltern an den langen Küsten des Nordens: Kein Wort, kein Gedanke zerriss die Besonderheit des Augenblicks. So wie sie freilich, wollten viele es sich ergehen lassen an diesem Tag, weshalb der Park einem wuselnden Sammelbecken glich, in das die Straße dutzendweise Sonnenhungrige ausspie mit Castor oder Bello an der Hand. Kunterbunte Kleidchen, Stoffe sommerlich befreiter Galanterie an Busen, Po und Beinen eröffneten Partien adernunterlaufener Blässe. Forsch wurde da zur Schau getragen, was die fett gewordenen Leiber gerade noch so überspannte.

Manchen Mienen sah man daher aller strahlenden Wetter zum Trotz Missmut und Verdruss an, was Jossif und Cynthia Anlass zu allerlei Erheiterung gab. Sie witzelten über das emsige Spazierervolk, hüpften durch den strähnigen, schwitzenden Kleinbürgerstrom, drehten den Leuten Grimassen hin und ergötzen sich an den humorlosen Gesten, die ihr Tun provozierte. Jossif nahm Cynthia bei der Hand und zog sie losrennend über das duftende Grün des Parks. Ein kleiner Maulwurfhügel wurde ihnen zum Stolperstein und sie fielen fast zwischen die Beine der murrenden Menge, standen auf, laut lachend, liefen zum See und fielen sich in die Arme. Am liebsten hätte Jossif dort vor aller Augen in den See gepinkelt, um den Langweilern und Stubenhockern zu zeigen, wie verstockt sie die Gunst der Stunde verspielten. Aber er ließ von seinem Vorhaben ab, weil Cynthia derlei nicht leiden mochte. Dann trieb es sie in Richtung Stadt und da erst fiel Jossif auf, dass sie die ganze Zeit wortlos nebeneinander herspaziert waren. Was war das für eine Beziehung zwischen ihr und ihm? Eines stand fest, die Zeit des Überschwangs war längst vorbei. Sie hatten sich aufeinander eingestellt, ineinander eingeübt wie zwei Exerzitenmeister, und keiner von beiden brachte die Kraft auf, Schluss zu machen oder der Beziehung die entscheidende Wende zum

Besseren zu geben.

„Wir sind schon zwei Narren“, unterbrach Jossif sein Schweigen. Cynthia schaute ihn fragend an: „Wie kommst Du denn jetzt darauf?“ Er druckte herum, weil er befürchtete, dass sie seine ehrliche Antwort als Verdrängungskünstlerin, die sie war, nicht verstehen würde. Für sie passend gemacht sagte er daher:

- Wir sind zwei Narren, weil die Welt ohne Narren zum Tollhaus wird.
- Der Narr bist Du, echote Cynthia, weil du närrisch findest, was der Welt gerade selbstverständlich ist...

Manchmal gelang es ihnen mit den Situationen zu spielen wie zwei Spieler, die den Ernst der Lage nicht erkennen wollen, obgleich ihnen bewusst ist, wie viel auf dem Spiel steht. Später in ihrem Stammcafé faselte Cynthia etwas über einen Gesinnungswandel, der sich gerade bei ihr anbahne. Der Ober brachte Kaffee und Calvados und wechselte einige vertrauliche Worte mit ihnen. Bis auf einen Gast, der sich in seine Zeitung vertieft hatte, waren sie allein im Café. Nur ab und zu drang das monotone Rauschen der Straße an ihr Ohr.

Jossif ließ mit keiner Geste sein Erstaunen erkennen, als Cynthia vom Besuch bei einer Landkommune berichtete, der sie stark beeindruckt haben musste. Nachdenklich rührte er in seinem Kaffee, nippte hin und wieder an seinem Digestif und lauschte der Erzählung seiner Freundin.

Der Bauernhof sei sehr reizvoll gelegen, begann Cynthia ihre Schilderung und verschüttet geglaubte Begeisterung leuchtete aus ihren Augen. Nur eine knappe Wegstunde von der Stadt entfernt lebten die Leute mit ihren Tieren und allem, was eine richtige Landkommune eben so brauche. Schon bei der Ankunft habe sie gemerkt, dass dort ein anderer Geist herrsche als in den vielen Stadtkommunen und Wohngemeinschaften, die sie kenne.

Alkmar, mit dem sie sich in letzter Zeit prächtig verstehe, habe ihr den Tipp gegeben, konnte sie an diesem Tag aber leider nicht begleiten. So sei sie mit Jennifer allein aufs Land gefahren. „Ein bisschen komisch war das schon“, sagte Cynthia, „wir kannten die Leute ja alle nicht.“ Aber das habe überhaupt nichts gemacht, hörte Jossif sie ganz angetan berichten, denn Gäste würden dort normal behandelt wie jeder Mitbewohner auch. „Magda fragte uns gleich, ob wir Lust hätten, mit aufs Feld zu kommen. Wir wollten aber erst das Haus anschauen, und so ließ sich Magda umstimmen und verquatschte mit uns



und Gernold den ganzen Nachmittag. Da draußen geht's einfach „spitze“ zu. Du kannst Dir das gar nicht vorstellen!“

- Wie kommst Du darauf? fragte Jossif und fasste Cynthia scharf ins Auge.
- Na ja, die leben einfach so anders, als wir hier in der Stadt, fiel ihm Cynthia ins Wort und wollte schon fortfahren, als Jossif lakonisch bemerkte: Ich war schon vor einem halben Jahr im Moos.
- Du, sirente Cynthia ungläubig und sagte: Darüber hast du nie ein Wort verloren.
- Warum auch, brummelte Jossif gelangweilt. Er gab dem Ober ein Zeichen und bestellte sich ein Bier. An der Theke stand ein Kerl, der Alkmar zum Verwechseln ähnlich sah. Jossif bat Cynthia, zur Theke hinzuschauen und fragte, ob sie den Typ kenne. Sie aber schüttelte nur abwesend den Kopf und meinte: Nie gesehen!
- Ob er Alkmar ähnlich sehe, wollte Jossif wissen. Doch Cynthia fand keine Ähnlichkeit und sagte, wenn überhaupt, dann sieht er Dir ähnlich.
- Das ist jetzt nicht dein Ernst, versetzte Jossif befremdet, aber als der stumme Kunde, das Café wieder verließ, bemerkte er, dass er sich getäuscht hatte. Es war nur merkwürdig, dass er schon einmal geglaubt hatte, Alkmar zu erkennen, und Cynthia spottete, er habe nicht die Bohne Ähnlichkeit mit ihm, dafür aber mit Jossif.
- So warst du also auch schon mal im Moos, murmelte Cynthia in sich hinein.
- Mit Alkmar zusammen, bestätigte Jossif, und mit einem herausfordernden Lächeln setzte er hinzu: Damals war alles sicher ganz anders. . .
- Anders? Warum? Die leben doch schon jahrelang dort!
- Jahrelang schon, nahm ihr Jossif das Wort aus dem Mund, aber in ständig wechselnder Besetzung. Magda? Gernold? Ich kann mich nicht an sie erinnern.
- Was soll das heißen, ständig wechselnde Besetzung.
- Jossif entschlüpfte ein großmännischer Seufzer und er setzte ihr belehrend auseinander: Das heißt, dass es die Leute dort offenbar nicht allzu lange aushalten, oder?
- So ein Quatsch, das glaub ich nicht. Die machen alle den Eindruck, als wären sie schon ewig dort.
- Aber eben nur den Eindruck und mehr nicht, beharrte Jossif auf seinem Standpunkt. Wenn du dich länger mit ihnen unterhältst, wird dir das auch

auffallen. Außerdem, wie gesagt, Gernold und Magda wohnten vor einem halben Jahr noch nicht dort, glaub's mir!

- Du hattest wahrscheinlich nur einen schlechten Tag, als du draußen warst. Jetzt ist dein Bild von denen im Moos fertig, und die Leute sind für dich gestorben. Das ist doch immer so bei dir.
- Keineswegs, auch ich fand dort einiges sehr nachahmenswert, aber eben nicht alles.
- Was denn zum Beispiel, fragte Cynthia mit einem schrillen Akzent auf der letzten Silbe.
- Mir gefiel es grundsätzlich sehr gut, dass diese Leute versuchen, einen eigenen Weg zu gehen, und dass sie dabei nicht in diese Pseudokultur der Kiffer und Fixer zurückfallen.
- Und ich fand besonders duftete, dass sie nicht nur ideell, sondern auch materiell unabhängig leben wollen und können. Das ist ja das eigentliche Anliegen einer Landkommune und irgendwie auch der Unterschied zu der ganzen 68ziger Geschichte. Die heute bauen sich ihr eigenes Getreide an, halten Schweine, Kühe und Schafe...
- . . . odeln und düngen selbst und haben einen riesigen Misthaufen am Hof, vollendete Jossif bissig und konterte: *Retours à la nature*, Besinnung auf die ursprünglichen Werte und so weiter und so fort. Ich kann es nicht mehr hören. Diese Kalauer über eine neue, bessere, angeblich heile Welt. Fällt Dir nicht auf, dass das heute schon längst wieder ein alter Hut mit langem Zopf ist. Da macht einer was vor und tausend folgsame Schäfchen trotten ihm in dem Glauben hinterher, der Weisheit letzten Schluss entdeckt zu haben. Dieses Herden- und Massendenken regt mich einfach auf!
- Und weil du gegen alles bist, was nur im entferntesten nach Mode riecht, ist die Landkommune für dich indiskutabel, du alter Sturbock. Es wird Zeit, dass du von deinem penetranten Ich-Trip runterkommst. Deine nörglerische Art ist spießiger als alles, was mir in der Schule und Zuhause je untergekommen ist.
- Ich wehre mich doch nur dagegen, dass einige uns glauben machen wollen, das Heil des Menschen liege ab sofort in Mistgabel und Melkschemel. Da liegt der Hund begraben!

- Und ich wehre mich gegen deine arrogante, selbstherrliche Art, mit der du hier glaubst, alles vom Tisch wischen zu können. Kein Mensch will, dass du Hühner fütterst oder Mist gabelst.
- Soll das heißen, dass du ein Landmädeldasein anstrebst?
- Und wenn schon, kümmert's dich?

Jossif zögerte einen Moment mit der Antwort. Währenddessen war Cynthia aufgestanden, zur Theke gegangen, hatte gezahlt und das Café verlassen. Gemeinsam, aber schweigend traten sie den Heimweg an.

## VIII

**B**lobb, der Korken fliegt in hohem Bogen durch die Luft. Aus der Ecke Raunen, leises Sing-Sang aus den Boxen. Für den Anfang bei weitem zu schwulstig. An diesem Tag wie jedem anderen. Warum ausgerechnet hier feiern, warum überhaupt feiern?

Schülersprecherin zur Klassenleiterin: "Willkommen zur Abifete, fühlen sie sich ganz wie zu Hause bei uns!"

Ho, ho, wo bin ich denn hier hingeraten?

"Besten Dank, wunderbar das kalte Buffet und ich hab' schon so viel gegessen heute".

"Macht doch nichts, Frau Fetzke, der Abend ist noch lang".

Was Cynthia jetzt wohl macht?

Stühlerücken, Applaus, die junge Referendarin kommt herein. Die Heidekraut mal ohne Anhang heut, addrett wie immer, unser poliertes Äffchen.

"Alle mal herhören, das ist eine Abiturfete und kein Grüblertreff, ihr wisst schon, was ich meine. Auf eine offizielle Abschiedsfeier haben wir ja absichtlich verzichtet. Meine Rede war schon fertig, wenn ihr Lust habt, kann ich sie später verlesen."

Puhrufe!!

„Also viel Spaß dann“, unsere Schülersprecherin Ulla selbstbewusst wie immer.

Guter Gott, warum hab' ich mir das angetan?

"Einen Moment noch, ich hab ganz vergessen unsere Ehrengäste Frau Fetzke und Fräulein Heidekraut zu begrüßen, das sei hiermit nachgeholt, einen vergnüglichen Abend allerseits!"  
Zögerlicher Beifall.

Wenn ich das gewusst hätte, diese zwei Schrullen hier. Hat wahrscheinlich noch nie einen Mann geküsst, die alte Fetzke. Das ist ihr ganzer Stolz.

"Guten Abend, Jossif, Cynthia heute gar nicht dabei?"

"Hatte keine Lust, naja, sie wissen schon, die hat zur Zeit andere Sorgen . . ." Fetzke ab.

Olaf spinnt mal wieder, packt sich eine Schaumstoffpuppe, wirbelt mit ihr über die Tanzfläche, fummelt ihr zwischen den Beinen rum, alles ziemlich un gelenk. Die anderen palavernd in den Ecken, außergewöhnlich hergemacht bis aufgedonnert die meisten.

Abitur, das ist schon WAS!

He, he die rote Maid.

"Was machst Du denn hier?!"

"Mal reinschaun, wa?"

"Und wie laufen die Geschäfte?"

„Hab `nen guten Schwarzen, hast Du Lust?"

Dann im WC: schönes Piece, lange nicht geraucht, edle Pfeife, gut gestopft, tief inhalieren, Shutgun gefällig, nur zu, merke nichts.

"Und sonst?"

"Muss weiter, tschüss!"

Wieder zurück: Szene gewandelt, Hüpfende am Tanzboden. Der Rest grüppchenweise im Zimmer verteilt in Diskutierhaltung, aber schweigsam. Ohrenbetäubender Lärm aus den Boxen. Die rote Maid hat es eilig, immer auf Trab, war früher mal mit Cynthia befreundet. Woher die ihre Energie nimmt bei dem Konsum? Der Schnaps tut allmählich seine Wirkung. Gläserklirren, Stimmengewirr von der Bar. Ulla wird ihre Freude haben mit den Bierleichen, kleines Massensterben heut' abend.

*I've got a chance tonight.* Und wo sind die Ehrengäste? Schon unterm Tisch oder über alle Berge?

Ein Gerangel ist das hier.

„He komm mal rüber!"

Nein danke, mir ist schon schlecht. Mäßiger Shit war das, kein feeling.

"Jetzt komm' mal her, Alter."

Ja, in Gottes Namen.

„Kennste das Buch?"

„Welches?"

"Der Weg war umsonst. Hab' ich grade in Bearbeitung." Hähähä . . .

Dummes Volk. Immer noch die alten Witze.

"Dann nichts für ungut, alter Knabe."

Blöde Barras-Heinis.

*We are nothing and nothing can help us...*

Ulla, die Schülersprecherin am Mikrofon: "Entschuldigung, aber der Fahrer mit dem Kennzeichen. . ."

Wird nicht mehr fahren können, jetzt. Egal. Die Tanzwut kennt keine Grenzen. Und so schließt man also mit dreizehn langen Jahren. Kurz am Buffet, kalt aber gut, besser als das Zeug am Klo. Cynthia in die Landkommune, komisch ist das schon. Und wieder dieses verdammte Ohrensausen. Wankend treibt er dahin zwischen den Hüpfenden.

*Sitting naked by the floor...* Das Leben in seiner ganzen Lebensfeindlichkeit, pah. Jetzt zwei, drei – ein langsamer Walzer. Der Abend schreitet voran. Ganz schön früh heute. "Mach doch mit, du alter Langweiler!"

Lass mich einfach.

„Ein Hoch auf die Heiterkeit!!“

Blöder Haufen diese 13 c! Ich hau jetzt ab. Konnte noch nie etwas mit denen anfangen, von Ausnahmen mal abgesehen. Aber die gibt's doch immer. Wirklich? Die Regel und die Ausnahme: Versuch einer Definition. Versuch einer Adaptation. Versuch einer Kastration. Hakt's aus jetzt?? Cynthia wäre durchgedreht. Oder nicht? Hätte sich vielleicht eingebracht, spontan und total kreativ. Kreizdeibel dieser Wortschatz.

Seh´ die Fetzke gar nicht mehr. Geht mir ab, das alte Tugendapostulat. Und die Heidekraut, blühte auch schon üppiger. *While I'am just leaving you. . .*

Ein letztes Bier noch. *Punish your mind, you're so phantastic!*

Jetzt geh´endlich, geh´!

Olaf robbt mittlerweile über die Tanzfläche, Chaos auch sonst, die Braven längst von dannen. Mir geht es langsam besser, sieh´ mal einer an!! Das Ohrensausen fast weg – und das bei dem Lärm. Die Lebensgeister kehren zurück. Vielleicht sollte ich doch bleiben? Vielleicht, fortasse, peut-etre, may be . . .

Gedacht war es anders, ich gesteh' die Schande ein, gedacht war es ungefähr so: Jossif geht auf das Klassenfest, trifft dort seine ehemaligen Klassenleute, und weiß wie immer nichts mit sich und der Welt anzufangen.

Bis dahin stimmen Konzept und Durchführung einigermaßen überein. Dann aber legte sich etwas quer. Der zweite Teil nämlich sollte Jossif im Gespräch mit Fetzke und Heidekraut zeigen, und genau dieser Teil wollte sich nicht zwanglos einstellen. Das Übergangene, thesenhaft verkürzt, soll hiermit nachgetragen werden. Es gibt grob zusammengefasst Jossifs Gedanken zum Thema: **Mängel der staatlichen Einrichtung 'Schule' und ihre Auswirkungen auf Schülerinnen und Schüler** wieder. (Im folgenden Text wird aus Gründen der Einfachheit ausschließlich das Maskulinum verwendet, gemeint sind aber selbstverständlich generell beide Geschlechter).

In einem Anflug von Größenwahn hat Jossif diese fünf Punkte umfassende Mängelliste nebst Anschreiben an das Bayerische Staatsministerium für Unterricht und Kultus überstellt und darauf – man höre und staune – sogar eine Antwort erhalten (siehe Ende des Kapitels).

#### (1) Die unbewältigbare Stofffülle

Anstatt sich auf bestimmte eingegrenzte und genau umschriebene Gebiete festzulegen, die gründlich vermittelt werden, folgt man dem Diktat permanent wachsenden Fakten- und Sachwissens und pflöpft die Lehrpläne damit voll.

Möglicher Grund dafür ist die Unfähigkeit der Lehrplangestalter, sämtliche mögliche Inhalte auf ein grundlegendes und verkraftbares Maß zu reduzieren – eben das Rüstzeug zum Studium. Letzteres entspringt offenbar dem Unwissen darüber, was als wichtig, was als weniger wichtig, was als unablässig und was als vernachlässigbar anzusehen ist.

Folge des mangelhaften Auswahlverfahrens ist die Überforderung der Schüler, gerade der gymnasialen Oberstufe. Um sich den Stoffanforderungen zu entziehen, sind die Schüler gezwungen, zur Selbsthilfe zu greifen; sie konzentrieren sich notgedrungen nur noch auf bestimmte Fächer, vernachlässigen dafür aber andere, nicht minder bedeutsame Bereiche. Letztlich führt das die Lehrplangestaltung ad absurdum, denn anstatt mehr lernen die Schüler dadurch immer weniger.

#### (2) Die einseitige Ausrichtung der Inhalte

Die Formulierung dieses Punktes fordert zu einer Präzisierung des Vorhergesagten heraus.

Keineswegs ist es nämlich so, dass man bestrebt wäre, den Schülern einen möglichst breiten Querschnitt humanitärer Erziehungsideale zu vermitteln. *(BV, Art. 131,1: Die Schulen sollen nicht nur Wissen und Können vermitteln, sondern auch Herz und Charakter bilden)*. Gerade in dieser Hinsicht liegt eine äußerst krasse Vorauswahl der Angebote vor. Die Schulerziehung zielt eindeutig und einseitig auf die Heranbildung rationaler Fähigkeiten und zieht hierzu die Mittel der reinen Reproduktion von Faktenwissen heran. Das Konzept dieser Pädagogik widerspricht einer ganzheitlichen Auffassung vom Menschen in geradezu exemplarischer Weise. Dem Satz, in der Schule habe man "Leben zu lernen", wird angesichts der gegenwärtigen Praxis eine klare Absage erteilt. Es bestehen weder ausreichende Ansätze, um den Schülern zur Einübung sozialer Verhaltensweisen zu verhelfen, noch ist man bemüht, die Kreativität und spontane Produktivität der Heranwachsenden zu bilden und in der Praxis zu vertiefen bzw. die Selbstständigkeit, Selbstfindung und freie Selbstbestimmung der Person zu stützen. Beide Entwicklungen – die ungenügende Selektion auf der einen Seite und die einseitige Festlegung auf der anderen Seite – führen dazu, dass Schüler entweder resignieren oder sich die vermittelten Methoden zu eigen machen und den Schülerverband durch leistungsorientierte, konkurrenzbetonte, gemeinschaftsfeindliche Attitüde vergiften.

### (3) Fehlende Motivationsförderung

Es ist eine Binsenweisheit, dass man mit Interesse an einer Sache leichter lernt, aufnimmt und begreift. In manchen Fällen ist es sogar unmöglich, sich lernender Weise in ein Gebiet vertiefen zu wollen, für das kein Interesse besteht. Fundamentalere Grundsatz einer ernsthaften Pädagogik müsste es daher sein, bei Schülern zunächst Interesse für ein Gebiet zu wecken, Interesse verstanden als „die *conditio sine qua non*“ jeden Lernens. Tatsächlich aber wird dieser Grundsatz in der Schule mit Füßen getreten, ja in einer Art und Weise übergangen und ignoriert, dass das oft zitierte Argument, beim Besucher einer höheren Schule habe man das Interesse an der Sache einfach vorauszusetzen, gemessen an der Wirklichkeit, geradezu disqualifizierend auf denjenigen zurückfällt, der es ins Feld führt. So als habe man mit dem Schuleintritt die Einwilligung gegeben, alle Versponnenheiten der Lehrkräfte mitzumachen. Versponnenheiten, die sich vielfach auf die einfache Tatsache zurückführen lassen, dass die meisten Lehrer eben gerade ihr Spezialgebiet am ausgedehntesten "zelebrieren". Dass man sich in der Schule allzu häufig darin gefällt, über



die Köpfe der Lernenden hinweg zu dozieren, wirft ein bezeichnendes Licht auf den Lehrkörper, seine pädagogischen Fähigkeiten und Absichten.

Wie kein anderer der genannten Aspekte trägt die fehlende Motivationsförderung dazu bei, den Teufelskreis von schlechten Noten, Lernunlust und weiteren Leistungsabfällen zu zementieren. Für viele Schüler wirkt sich gerade diese Unzulänglichkeit der Institution verhängnisvoll aus.

#### (4) Ungenügende Einbeziehung der Schüler in die Unterrichtsgestaltung

Was man glaubte, nie vermitteln zu müssen, auf das kann man auch nicht zurückgreifen: Selbstständigkeit. Die Behauptung, man wolle die Schüler ja gerne einbeziehen, könne es aber nicht, weil man nur auf Apathie und Desinteresse stoße, gehört zu den klassischen Ausreden der Lehrerschaft. Vergessen wird dabei, dass man das Interesse an der Mitwirkung im Unterricht, eben so wenig voraussetzen darf wie das Interesse an den Unterrichtsinhalten. Beides ist aufs engste miteinander verquickt. Tatsächlich aber wird den Schülern in keiner Weise Gelegenheit gegeben, in den wechselseitig verzahnten Kreis von Gestaltung und Inhalt, Methodik und Didaktik einzugreifen. Auch hier gilt: das praktizierte Unterrichtsverfahren lässt nur den Schluss zu, dass eine so beschaffene gehaltvolle Integration der Schüler unerwünscht ist. Ganz offensichtlich scheint man an einem vom Obrigkeitsdenken geprägten System festhalten zu wollen, das hier den mit allerlei Vollmachten und Befugnissen ausgestatteten Lehrer, dort aber den zu Anpassung und Eingliederung genötigten Schüler sieht. Vorhaben, deren Ziel es ist, den Schülern Mitspracherechte bei der Stoffauswahl und Unterrichtsgestaltung einzuräumen, Pläne, die die Mitwirkung der Schüler an der Lehrerbeurteilung intendieren, Perspektiven, denen zufolge Wahlmöglichkeiten zwischen verschiedenen Lehrkräften für Schüler bestehen, müssen daher als utopisch bezeichnet werden, so sehr ihre Realisierung Gegenstand weiterer Reformen sein sollte.

#### (5) Unzureichende Qualifikation der Lehrkräfte

Inwieweit pädagogisches Geschick überhaupt erlernbar ist, sei dahingestellt. Feststeht jedoch, dass es von denjenigen, die den Beruf aus reinen Bequemlichkeitsgründen wählen, weil sie ihn als lukrativen Job ansehen, wohl am allerwenigsten beherzigt oder angestrebt wird. Leider ist ein bedenklich hoher Prozentsatz an Lehrkräften auch heute noch auf archaisch-autokratische, einfallslose, stereotype, dem Grundsatz der Gleichheit und

Gerechtigkeit widersprechende Erziehungsstile eingeschworen, mit denen ganze Generationen von Schülern ein Lehrerleben lang traktiert werden.

(Dabei soll hier nicht der Eindruck erweckt werden, als handle es sich beim Lehrer um eine besonders heimtückische oder reaktionäre "Spezies Mensch". Im Gegenteil, er ist wie jeder andere Mensch mit Mängeln und Fehlern behaftet, nicht mehr und nicht weniger als dieser. Der Unterschied ist jedoch, dass ihm die Führung junger, meist noch ungefestigter Menschen überantwortet wird. Kraft seiner Stellung fallen daher charakterliche Schwächen viel schwerwiegender ins Gewicht).

Erst wenn man sich klarmacht, dass der Abiturient heute im Durchschnitt ein Viertel bis ein Fünftel seiner Gesamtlebenszeit in der Schule verbringt, wird der ganze Verantwortungsumfang schulischer Pädagogik ersichtlich. Von dieser Warte aus betrachtet, muss jedes Verständnis für eine Praxis fehlen, die Lehramtsanwärter aus einer ungeprüften Stichprobe rekrutiert und genau dort großzügig auf Auswahlkriterien verzichtet, wo sie mehr als angebracht, ja unabdingbar wären.

Nur nebenbei sei bemerkt, dass eine Kritik an der Institution Schule nicht bei der fachlichen Qualifikation der Lehrer ansetzen sollte, da hierbei die geringsten Defizite festzustellen sind.

Inwieweit die aufgezeigten Mängel (1-5) systemimmanent, das heißt von höchster ministerieller Warte aus zu verantworten sind, oder ob sie in der Entscheidungskompetenz jedes einzelnen Lehrers zu suchen wären, scheint schwer auszumachen. Für den Schüler ist die Resultante aus beidem entscheidend: der konkrete Schulalltag.

---

---

Sehr geehrter Herr Schamann!

Der Herr Staatsminister hat mir Ihr Schreiben zur Beantwortung übergeben. Ich habe Ihren Mängelbericht mit Interesse und keineswegs in der Absicht, ihn abzuschmettern, gelesen. Gerne räume ich ein, dass Ihre sehr eingängig geschriebene Darstellung manches Bedenkenswerte anspricht, meist freilich Dinge, die leichter zu kritisieren als zu bessern sind. So wären z.B. in der Frage der Lehrpläne konkrete Hinweise besonders erwünscht. Ich muss Ihnen allerdings auch sagen, dass Ihre Darstellung mancherlei aus der Sicht des Staatministeriums Unzutreffendes enthält.

Insbesondere erscheint das Bild, das Sie sich, von der Ausbildung, der Tätigkeit und der Wirkung

der Lehrer des Gymnasiums machen, zu sehr von persönlichen Erfahrungen geprägt, als dass man es verallgemeinern könnte. Pädagogik ist auf die personale Begegnung der Generationen gegründet, und es gibt da wie in vielen anderen Disziplinen Künstler und Handwerker. Dass eine gesunde Mischung daraus nicht schädlich ist, werden Sie nicht bestreiten wollen, und dass man sie an den Schulen regelmäßig vorfindet, dafür sprechen allein schon die Regeln der Wahrscheinlichkeit – Regeln, die wie jede auch einmal durch Ausnahmen bestätigt werden können. Die Art, wie Sie sich auszudrücken vermögen, lässt nun gerade nicht darauf schließen, dass Sie in Ihrer Gymnasialzeit ein Opfer solcher Laune des Zufalls wurden.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Bayer

Ministerialrat

Die Zeiten standen schlecht.

Durch die milchgläsernen Fenster sickerte mattes Licht in den Raum, dessen Wände sich zimmerwärts in einer langen, schmalen Flucht ins Düstere verengten. Aus den schweren Perserteppichen und den vergilbten Wandbehängen aus Silberbrokat stieg ein Geruch süßlich wächserner Verwesung auf, der sich mit dem Duft verwelkter Pflanzen und der muffigen Luft holzwurmstichiger Möbel vermengte. Nie schien es, wurde dieses Zwielflicht von lichtdurchwirbelter Helle durchwirkt.

Auf den Schränken lagen alte Zeitschriften, Ordner und lose Schriftstücke bis an die hohe Decke gestapelt. Ein spinnwebenverhangener, patinabedeckter Lüster hing halbschräg, erkaltet und erloschen von der Decke herab über dem ovalen, nussbaumfarbenen Wohnzimmertisch. Zur Linken an eine barocke Kommode gerückt, stand eine ausladende Ottomane in der wahllos zusammengedrängten Sitzecke aus samtüberzogenen Fauteuils, tressenverbrämten Ohrensesseln und Lederhockern.

Januar, der zwölfte:

Die UN-Vollversammlung hat sich in einer dringenden Sondersitzung mit der Afghanistankrise befasst. Die Beratungen wurden gegen sowjetischen Widerstand auf Beschluss des Weltsicherheitsrates aufgenommen. Die USA schließen eine Seeblockade Irans nach den Worten ihres Außenministers nicht mehr aus. Der iranische Handelsminister erklärte daraufhin, wenn die amerikanische Flotte den Eingang zum Persischen Golf blockiert, wird das zum Krieg führen.

Das war lange her.

Eingepasst in den schmalen Zwischenraum, den die überfüllten Regale der Sitzecke gegenüber offenließen, knisterte ein Kachelofen. Zu seinen Füßen stierte ein quitschbunter Porzellantiger hinüber zu einer zweiflügeligen Tür, die mit schweren Messingklinken versehen war und die gesamte Eingangsfront überragte. Eine mannshohe Marmorskulptur stand ihr zur Rechten, auf der gegenüber liegenden Seite pflasterten unzählige Bilderrahmen die Wände, teils in bescheidener Verarbeitung, teils mit prunkhaft arabeskem Zierrat versehen, von Glasscheiben geschützt die einen, ohne Einfassung die anderen, Originalgemälde nebst kunstschriftgesetzten Sinnsprüchen auf Pergament. Inmitten der

überladen wirkenden Hausgalerie prangte ein seidenbestickter Purpurstreifen aus der Kaiserzeit, auf dem in abgebröckelten Goldbuchstaben kaum entzifferbar das Wort „Herrenzimmer“ zu lesen war. Ein breitschultriges Buffet mit kunstvollen Intarsien schloss die Nische zwischen der Ecke und den langgezogenen Regalwänden. Auf ihm lagen verstreut und durchwühlt blassbraune Familienfotos, Briefe, Stempelkissen, ein Bündel rosaleuchtender Kuverts und einige Münzen.

Januar, der fünfzehnte:

Eine sowjetische Division mit mindestens 10.000 Soldaten hat an der afghanischen Grenze zu Iran Stellung bezogen und befindet sich damit in Reichweite der iranischen Ölfelder. Die iranische Regierung besteht nach wie vor auf einer Auslieferung des gestürzten persischen Monarchen, bevor die seit Wochen festgehaltenen Geiseln freigelassen werden können.

Die Türen des großen, dunklen Wohnzimmerschranks standen offen. Seine Schubfächer in Eile aufgezogen, durchstöbert, lagen umgekippt unter graubeigen Nachthemden, Pantoffeln und zerfetzter Unterwäsche. An den Türen hingen beschlagene Spazierstöcke über gebeulten, zerknitterten Bindern und Krawatten aller Art. Das Innere des Schrankes barg zahllose Souvenirs. Vergessen, durchwühlt und übereinandergeschichtet lagen imitierte Indianerskalps, ein bunt umwickelter Tomahawk, funkelndes Geschmeide, Schachfiguren aus Elfenbein, Kupfervasen, Tonschalen, afrikanische Muschelketten, Räucherstäbchen, ein gespaltener Gipsschädel, umflochtene Bambusflöten, Schwerter und Degen, ein Mörser sowie kleine Glasphiolen mit verschiedenen exotischen Düften. Unter den aufgehäuften Bergen von Andenken und Präsenten funkelte ein mit Emaille und Silber verzierter Schrein, der mit einem schweren Vorhängeschloss verriegelt war.

Januar, der sechzehnte

Kriegsgefahr im Mittleren Osten . . .

Die Sowjetunion hat wegen ihres Einmarsches in Afghanistan auf der dringenden Sondersitzung der UN-Vollversammlung eine schwere diplomatische Niederlage erlitten. Innerhalb der deutschen Bundesregierung wird die Einschätzung geteilt, dass Militärationen der USA im Persischen Golf zu einer direkten kriegerischen Konfrontation mit der UdSSR führen können.

Die Zeiten standen schlecht.

Die mottenzerfressenen, schmutzigen Gardinen hingen zerschlissen zu Boden. In der Mitte der Fensterfront und in beiden Ecken waren sie von schweren Vorhängen überfaltet, deren ausgefranste Ränder Flusen über den Teppich warfen. Zwei Schritte von der Gardine entfernt, tickte eine verglaste Standuhr. Fand man den richtigen Schritt, so konnte man um die zylinderförmig nach oben im Halbkreis geschlossene Uhr herumgehen, und das Zifferblatt zeigte einem in jeder Stellung seine Zeit.

Januar, der dreiundzwanzigste

Sowjet-Invasion ist Bedrohung für den Weltfrieden . . .

Die USA stünden „einer der ernstesten Herausforderungen in ihrer Geschichte“ gegenüber, sagte der US-Präsident.

Das war lange her.

Ein ausgezehrter, vom Alter gezeichneter Mann, saß auf einem Stuhl am Fenster und starrte mit stumpfem Blick in die Ferne. Seine Füße staken in zu großen Pantoffeln, über die abgemagerten Beine war eine weite Cordhose gestreift, die um die Hüfte breite Falten werfend, von einem alten Plastikgürtel gehalten wurde. In die aufgeworfene Hosenkrempe war ein durchlöcherteres, abgetragenes Wollhemd gestopft, das an den aufgeknöpften Ärmeln über die zerfurchten Hände hing.

Kraftlos und zitternd stemmte sich der Mann mit beiden Händen von Stuhlrand hoch und ging gebückt zum Fenster, kehrte dort um und ließ den Vorhang im Zurückgehen eine Weile zwischen Daumen und Zeigefinger spielen.

Januar, der vierundzwanzigste:

Bonn befürchtet Zuspitzung der Lage im Mittleren Osten.

Der Regierungssprecher deutete an, dass die Zuspitzung aufgrund sowjetischer Aktivitäten nicht in Mitteleuropa, sondern im Mittleren Osten befürchtet wird. Das Kabinett beschloss nach einem Bericht des Außenministers deutsche Beiträge zu einem gemeinsamen Krisenprogramm des Westens.

Auch heute hatte man seine Sorgen.

Gekrümmt saß Alkmar auf dem Stuhl am Fenster und blickte durch wässrige Augen ins Weite. Bis auf einen Tag war ihm die Erinnerung abhanden gekommen. Mitunter strich er sich durch den flaumigen Greisenbart. Dann stand er auf, ging zum Vorhang, berührte mit der Hand vorsichtig den schweren Stoff und ließ ihn langsam an den eingefallenen Wangen vorbeigleiten. Hinkend schleppte er sich zum Stuhl zurück.

Januar, der fünfundzwanzigste:

USA wollen am Persischen Golf notfalls eingreifen...

In seiner mit Spannung erwarteten Rede sagte der US-Präsident: "Ein Versuch jeder fremden Macht, Kontrolle über den Persischen Golf zu erlangen, wird von uns als Angriff auf die lebenswichtigen Interessen der Vereinigten Staaten betrachtet."

Die Zeiten standen schlecht.

Den Vorhang zwischen den Fingern zu einer Kordel wirbelnd, stand Alkmar am Fenster. Willenlos ließ er das abgenutzte Stoffstück los und schlich über den Teppich schlurfend auf seinen Stuhl zurück. Der Tag, der sich hartnäckig in sein Gedächtnis gefressen hatte, war der Todestag seiner Frau. Es war ein grauer, verregneter Freitag gewesen, an dem sie Stephanie zu Grabe getragen hatten. Aber warum er gerade diesen Tag so lebendig in Erinnerung hatte, war ihm eigentlich nie richtig klar geworden. Schon damals hatte ihm ihr Abscheiden wenig bedeutet, zu lange vorher schon war man seiner eigenen Wege gegangen. Aber an diesem Tag war eine Wende in seinem Leben eingetreten. Was sich verändert hatte, wusste er nicht. Wenn er überhaupt eine Erinnerung an früher besaß, so reichte sie bis tief in die Kindheit und Schulzeit hinein. Es kam ihm so vor, als habe er schon immer in dieser Wohnung, diesem Zimmer gelebt und sei stumm zwischen Stuhl und Vorhang hin- und hergewandert.

Januar, der fortgesetzte:

Verschärfung der Lage am Persischen Golf. . .

Nach Meldungen der amerikanischen Nachrichtenagentur "ap" haben schwerbewaffnete sowjetische Truppenverbände in der Nacht zum Sonntag einen weiteren Vorstoß in Richtung der iranischen Ölfelder unternommen. Gleich nach Bekanntwerden der Meldung

soll der amerikanische Präsident mit dem chinesischen Staats- und Parteichef Verbindung aufgenommen haben.

Alkmar zog sich mühsam an der Stuhllehne hoch, wischte sich mit einem Tuch über Nase und Lippen, hantelte sich, gegen das Fenster gestützt, zum Vorhang, ließ ihn durch seine müden Finger gleiten, bewegte sich, unsicher Fuß vor Fuß setzend, zum Stuhl zurück.

Bereits im Verlauf des Montag vormittags soll es im Bereich um Schiras zu Zusammenstößen zwischen amerikanischen und sowjetischen Truppen gekommen sein. Nach Mitteilung informierter Kreise bereiten sich die Supermächte auf eine großangelegte Auseinandersetzung vor, die Generalmobilmachung steht bevor.

Erschöpft sank Alkmar auf den Stuhl nieder. Seine Beine versagten ihm den Dienst.

Unterdessen erwägt die Europäische Union, die USA im Rahmen des NATO-Bündnisses zu unterstützen; damit will sie einer dringenden Aufforderung des US-Präsidenten nachkommen.

Er fühlte, wie seine Glieder langsam erstarrten...

Sämtliche Ostblockstaaten entsandten Truppenkontingente ins Krisengebiet am Persischen Golf. Gleichzeitig wurden die westlichen Grenzposten verstärkt.

... wie er jeden Halt verlor und langsam über die Stuhlkante zu Boden glitt.



ZEHN NACH ACHT. Schlecht geschlafen heute. Schnell den Kaffee runter, dann ab. Im Flug die Treppe nehmen. Moment, zurück: Hab' das Buch für Wolf vergessen. Schlüssel - hier, auf/rein/raus. Nur keine Hektik, läuft Dir nicht weg das Ding. Also einen Gang runterschalten. Elf nach acht. Der Siebenstolz mit seiner verbogenen Geschichte kann warten.

DRAUSSEN HUPT SICH DER VERSTUNKENE BLECHKARHOSENSCHWALL RUCKEND DURCH DEN AMPELWALD. Chrrzzzsss springt wieder nicht an der Hund. Dann eben nicht. Müsste den Sechzehner noch kriegen. Kurzen Zwischenspurt einlegen. Bin recht fit nach der Nacht. Weil die Schlafmenge sich nie proportional verhält zum Müdigkeitsgrad am nächsten Tag, alte Weisheit. Na ja, Weisheit? Erfahrung eben, billige Erfahrung. Da kommt er schon. Glück gehabt.

EINMAL SCHELLINGSTRASSE! Klack, pong. Und schon wieder hat man sich ungewollt um den städtischen Verkehrsbetrieb verdient gemacht. Einsfünfzig DM ist ganz schön teuer für das kurze Stück. Sei's drum. Sitzplatz? Da hinten neben der alten Tante. Hinsetzen, ausatmen. Hatte wohl Krach mit ihrem Alten, schaut so sauer. "Schönes Wetter heute!" - "Schön?" - "Na, ich meine für die Jahreszeit" - "Wie man's nimmt" - "Wie nehmen Sie's denn?" - "Überhaupt nicht, wenn Sie's genau wissen wollen."

So genau wollt ich's ja gar nicht wissen. Dumme Schrulle. Wenn man mal redselig aufgelegt ist. Alles mit uniformierter ÖPNV-Miene wieder. Unbeteiligt, glotzend, stur. Für Psychologen vielleicht ein dankbares Objekt. Über die Hintergründe der allgemeinen Wortfaulheit in Straßen-, U-, S-Bahnen und Bussen und ihre Phänomenologie morgens, mittags, abends, nachts, morgens... Dabei ist das Wetter wirklich nicht übel. Rannte vorhin mit saftig frischer Brise im Gesicht. "Heinrich-Boehlen-Platz." Noch eine, dann geht's raus. JETZT ABER AB. Zwanzig nach acht. Müsste den Siebenstolz so eben noch erwischen. Und wenn nicht? Forget it. „Guten Morgen Fräulein Heidekraut.“ – „Morgen, mal wieder zu spät dran was?“ Im Weggehen: „Soll auch nicht wieder vorkommen, Frau Referendarin.“

Hähähä! Uhm – der Duft in dieser Schule von Bohnerwachs oder was ist das? Allein der reicht, um rückwärts wieder raus zu finden. Reines Emetikum. Emetikum, ja das ist's!

„HIER AUF DER KARTE SEHEN SIE DIE AUSDEHNUNG DER DEUTSCHEN KOLONIEN IM VERGLEICH ZU DEN HOHEITSGEBIETEN DER ANDEREN EUROPÄISCHEN MÄCHTE.“

„N'morgen.“ – „Was heißt denn hier n'morgen? Schamann, es ist halbneun! In Zukunft

bleiben Sie ganz weg. Die Absenzen in dieser Klasse nehmen allmählich Formen an. Wer führt hier die Absentenliste?“ – Schweigen – „Aha, so was gibt’s in der 13c wohl nicht. Na gut, ich wird’s mir notieren, Schamann. Jetzt setzen Sie sich endlich hin, ich will fortfahren.“

– „Sehr wohl, Herr Professor.“ – „Wo war ich stehengeblieben?“

„MORGEN JOSSIF“ – „Morgen Schorsch“ Oh lala, da glänzt ja wieder mal die Hälfte der Klasse durch Abwesenheit. Echtes ‚Rumpfparlament‘ heute. Fehlen mindestens sieben Leute. Beim Siebenstolz allerdings normal. Beschissene Müdigkeit, bin gar nicht richtig da. Brrr und dann noch Geschichte. Mal kurz lauschen, worum es geht. „Schorsch, hast du ein Taschentuch?“ – „Ruhe, Schamann, kommen und stören, das könnte ihnen so passen.“

KRISENWIRTSCHAFT: Balkan, Marokko, Schiffchenhybris, Sarajewo, Maginotlinie etzeterapeepe. „Und mit all dem Wissen, das ich Ihnen in den vorangegangenen Stunden zu vermitteln suchte, sind Sie jetzt selbst in der Lage zu erkennen, dass die Behauptung von der deutschen Kriegsschuld ein böses Märchen ist, das in den Köpfen der Alliierten herumspukte und zu diesem verhängnisvollen Vertrag führte, der einen Hitler . . .“

SCHNIPP, SCHNIPP. "Ja, Altmeyer, was gibt's." – „Herr Professor, es dürfte Ihnen vielleicht nicht unbekannt sein, dass führende Historiker gerade in letzter Zeit wieder die Meinung vertreten, dass sehr wohl von einer deutschen Kriegsschuld zu sprechen ist. – „Ja, Altmeyer, schauen Sie, im Zweiten Weltkrieg schon . . .“ – Feixen – „. . . aber im Ersten Weltkrieg war das ganz anders. Wissen Sie, ich kann mir schon vorstellen aus welcher Historikerecke diese verleumderischen und entstellenden, ganz einfach unsachlichen Betrachtungen kommen. Das sind die neiderfüllten europäischen Nachbarn, die es nicht verkraften können, dass es Deutschland nach dem totalen Darniederliegen zweimal geschafft hat in so, so sagenhaft kurzer Zeit, den Wiederaufbau . . . – "Aber Herr, Professor" – "Unterbrechen Sie mich nicht!"

SIEBENSTOLZ KAM IN FAHRT! Was jetzt folgte, hatten wir schon x-mal durchexerziert. Also abschalten – abschalten oder eingreifen? Ach was, bin zu müde. Lass den mal faseln. (Unverbesserlich der Siebenstolz. Hineingeschliddert, sind sie, die Imperialmächte, eine wie die andere, wie schön und einleuchtend und vor allem einfach diese Erklärung, nun gut. Der ist unverbesserlich, also aus und Ende. Will mich nicht in der ersten Stunde schon wieder aufregen.)

LEPTOZEPHALER TYP, der Siebenstolz, klein, gedrungen, unbeholfen, rhetorisch eher radebrechend. Dazu Junggeselle, Mittvierziger, alles in allem nicht der Rede wert. Soviel der

Rede aber doch. Wie er da vorne stand, kam er seiner eigenen Karikatur verdammt nahe. Wenn er bestand, dann bestand er auf seiner Meinung, so: après moi le deluge. Und auch sonst ekelhaft belehrend, doktrinär, besserwisserisch, rechthaberisch, eingebildet, eitel...

DER ERLÖSENDE GONG rüttelte die verschlafenen Geister wieder wacher.

Dabei stand uns jetzt der größte Langweiler ins Haus: Teutomieter der Deutschprof. Als Siebenstolz mit seinem letzten Satz schloss – er fand ihn ja nie – stieg der Geräuschpegel in der Klasse gegen . . . Aufstehen, ach ja, hätt' s fast vergessen. "Auf Wiedersehen." Jetzt kratzt er endlich die Kurve. Da fällt mir ein: Teutomieter wollte doch heute den Kuppenberg mitbringen. Hat er ganz groß angekündigt. Sei mit ihm befreundet und ganz speziell. Der alte Sprücheklopfer. Kuppenberg ist bei uns so was wie 'Unssssuwe' auf literarischem Gebiet, Lokalmatador — naturgemäß mit Heimvorteil. Schreibt nette Geschichtchen, nett und unwichtig. Der könnte uns etwas über die Entstehungsgeschichte eines Stückes erzählen, schwadronierte Teutomieter neulich. Mal abwarten.

"GUTEN MORGEN", schallt's aus allen Kehlen. Die Antwort wie gewöhnlich: "Setzen"! Starren alle auf den Kuppenberg, als hätten sie noch nie einen Menschen gesehen. Okay, okay, er sieht recht urwüchsig aus mit seiner Lederhose, Lodenjobbe und Wurzelpfeife. Aber deswegen brauchen ihn die Weiber doch nicht so neugierig doof anblitzen. Verspricht was die Stunde mit dem Holzhackerede.

"WIE IHR ALLE WISST habe ich heute die außerordentliche Ehre, Euch Herrn Paul Fritz Kuppenberg höchstpersönlich vorzustellen." Schmunzeln, Klopfen. Sieht so aus, als wüsste der, was gespielt wird. Schaut dem Teuto so gleichgültig über die Schulter. "Ich glaube, ich muss nicht lange auf die Bedeutung dieses großen Autoren hinweisen. Weit über die Grenzen unseres Landes ist mein Freund – ich darf Dich doch hier so nennen – ist mein Freund also für seine humorvollen, würzigen, durchaus aber zeitkritischen Stücke bekannt. Vor einem halben Jahr veröffentlichte er sein neuestes Buch mit dem Titel "Am Busen der Demokratie — Aufgeschnapptes und Verquirltes im Hansenverlag zum Preis von ..." BLABLABLA. Der bringt es doch fertig die ganze Stunde zu verquatschen ohne Kuppenberg zu Wort kommen zu lassen. Und Werbung auch noch?! Aber, aber Herr Teutomieter, das hat Herr Kuppenberg doch gar nicht nötig. Und immer noch Laberlaber. Muss den Laden mal etwas in Schwung bringen. „Herr Professor, ich hätte mal eine Frage an Herrn Kuppenberg!“ – „Moment, Moment Schamann, nicht so voreilig, Sie haben später noch genügend Gelegenheit Herrn Kup. . .“ – Wieder nichts. Immerhin der Kuppenberg steht

über der Sache. Hat sich ans Pult gesetzt, schmaucht sein Pfeifchen und hört geduldig zu. Teuto, stehend daneben, verzapft dienstbeflissen seine Lehrbuchweisheiten. Tatimtatim, immer noch den Ohrwurm von gestern Abend im Ohr.

"NUN ZU MEINER ERSTEN FRAGE lieber Paul. Wenn Du einen Einfall hast, wie gehst Du dann bei der Verwirklichung vor?" – "Ja, das ist so. Ich hab da einen Einfall und dann, ja und dann fang ich an zu schreiben und dann überarbeit' ich das dann halt immer wieder, ja so ist des ungefähr!" – "Gewiss mein lieber Paul, aber vielleicht könntest du uns noch etwas genauer erklären, wie eine Geschichte in dir und dann später auf dem Papier reift. Oder ist die Frage ein zu großer Eingriff in Deine Intimsphäre? Was zum Beispiel hilft Dir die Entscheidung finden, in welcher Weise etwas formuliert wird, in welcher Reihenfolge es erscheint, ob es überhaupt erzählenswert ist oder nicht?" – "Ja, das ist so. Eigentlich mach' ich des alles aus em G'fui. Verstehst, aus em G'fui dafür, was passt und was net."

MARIA UND JOSEF. . . Teuto stand vor einer johlend/gröhlenden Klasse. Kuppenberg brachte alles so trocken und bärbeißig rüber. Der Gute schoss den Vogel ab. Teuto trippelte etwas hilflos auf seinem Podest herum. Die Sprache hatte es ihm verschlagen, ganz einfach zack-weg. Dann aber ein erneuter Anlauf. "Lieber Paul, ich verstehe durchaus, dass Du uns hier keinen hochwissenschaftlichen Vortrag halten willst." Teuto rang sich ein gequältes Lachen ab. "Fragen wir einmal anders herum: Was bewog Dich überhaupt zu schreiben?" KUPPENBERG ließ den Tabaknebel genüsslich auf der Zunge zergehen, kostete die Verlegenheit seines kleinen Kollegen aus und meinte dann: "Ja, wie soll I sag'n? I hab' da e G'fui g'habt und dann..." - „Paul, es ist vielleicht, doch besser, wenn Du jetzt da hinten Platz nimmst und äh..."

DANN fuhr Teuto wie immer, mit seinem öden Geschäft von Aufbau des klassischen Dramas über die Griechen bis Klopstock fort. Monoton regneten die Daten auf den gelangweilten Schülerbrei nieder. Pass bloß auf, dass Du nicht selber einknackst zwischen deinen ewigen literaturhistorischen Ergüssen. Mal mitschreiben den Käse, kommt bald wieder `ne Arbeit. Kuppenberg hat auch seine liebe Not mit den engen Schulbänken. Rutscht da hinten wie auf einer heißen Kartoffel rum, ab und zu ein wohlwollendes Kopfnicken.

GOTT GIB'S, dass der Tag sich neige. Noch zehn Minuten teutschen Dramenversatz. Der Nürnberger Trichter sollte mir auch mal unterkommen, der schmückte den Teuto längst als Gehirnauxiliar, stünde ihm sicher trefflich. Da kriecht mal wieder Einsteins vierte Dimension.

. . Immer noch die zweite Stunde wie ein Klotz am Bein. Bengalisches Feuer. Man wünscht sich Stufen. . .

"Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten/ An keinem wie an einer Heimat hängen/ Wohlan denn Herz, nimm Abschied und gesunde!" - Fahrt aus auf Vasudevas Fluss, geht in die Wälder, ergreift die ruhige Einsamkeit. – Vielleicht woll'n die HESSischen Schulen mehr von Hermann H. wissen, hier bei uns gibt's nur Klassik auf und ab, brechtgemixt, ist die Ausnahme nicht die Regel.

DIE PAUSENGLOCKE BLIES IHN HINAUS. Kuppenberg hatte eine Schule wohl zum letzten Mal von innen gesehen. So, jetzt finito, gute Schinkenstulle im Ranzen. Auf leeren Magen, passt trotzdem. Fünfzehn goldene Minütchen ohne Lehrervisage. Kommando-Relax. Das Rauchverbot im Klassenzimmer soll mich mal... Interessant, interessant was sich da auf Ullas Bank verirrt. Feministisches Blättchen, ganz offenbar ein Irrtum, gehört wohl Suse oder Chris, bei der Sportskanone von Schülersprecherin. Organisiert einen Schülervergleichswettkampf nach dem anderen, hat doch nur ihre athletischen Verrenkungen im Kopf. Weiß Gott ein Leibesübungskonvikt hier. Zwei Drittel verbringen jedes Wochenende auf dem Sportplatz. Da lob' ich mir den Henning, unseren Demissionsinvaliden. Brachte ein ausgleichendes Element in den aufgekratzten Wettkampfklingel. Der Schule war er unbequem. Musste vor zwei Monaten den Hut nehmen: roter Kader. "Von subversiven Kräften dieser Art ist unsere Anstalt freizuhalten", bellte Schrottenbaum damals markerschütternd durch die Mikrofone. Mit Henning flog der letzte große Rabazzer. Der Rest ist angepasst.

UND EUER GNADEN HIMSELF? - Hatte kürzlich einen "Achtungserfolg" zu verzeichnen. Mit viel Weheklage eine Sozialkundearbeit verweigert. Die ganze Klasse. Das war ein Akt. Schmidtchen und Gefolgschaft zogen klarer Weise nicht mit. Das brachte uns die Sechsen ein. Von den rechten Stinkern war nichts anderes zu erwarten. Immerhin ließ sich die sportliche Garde umstimmen. Der Troubel nachher nahm ihnen allerdings den letzten Mumm, war auch klar!

"TEMPUS FUGIT, tempus fugit, meine Herren", bin in Eile. Brachte die Zigarette gerade noch weg, als Schrottenbaum hereinstürmte, nilpferdprustend, aufgebaut am Katheder, militärische Vorbilder mimend, wie immer, schnaubend, außer Puste. Schon wieder eine Abreibung fällig? - "Wo ist der Rest der Klasse, nach dem ersten Gong müssen alle auf

dem Zimmer sein!" – Kann ja mal vorkommen, Schrottenbäumchen, oder? Schert Dich doch sonst nicht. – "Also, ich verlange ... ist der Klassensprecher wenigstens da?" — Sein Pyknikerchassis buksierte die aufgedunsene Wassermelone ruhelos übers Podest. Dann schwang er sein Organ zu einem mittleren Orkan auf, als wollte er weiß Gott wen verschlucken: "Seid gewarnt jedenfalls!! In Zukunft wird ein derartiger Verstoß gegen die Schulordnung unnachsichtig geahndet. Ist das allen klar?" Kein Wort von der Fiesigkeit des Lehrers. Bringt Fragen in der Arbeit, die er am Tag vorher noch ausdrücklich ausgeklammert hat.

AUFGEBRACHTES WETTERN im Klassenzimmer, ohne Konsequenzen . . .

Au weia, da kommt ja schon der Nächste. "Guten Morgen". Die Entgegnung verliert sich im allgemeinen Gezeter. "GUTEN MORGEN!" Auch jetzt keine Antwort. Balling knallte seine Aktentasche aufs Pult. Wummm... „Seid ihr, äh SIE von Sinnen? Ruhe jetzt!“ – Sein Schrei schwang zwischen den Wänden hin und her. Balling ist unser Gewitterhengst, ein erbarmungsloser Zampano. „SETZEN!“ Das sickerte ihnen jetzt allmählich ins Bewusstsein. „AUFSTEHEN!“ – Alles erhob sich wortlos. „Und jetzt eine anständige Begrüßung, aber dalli!“ – „Guten Morgen, Herr Professor.“ – „Nochmal!“ – „GUTEN MORGEN, HERR PROFESSOR.“ – „SETZEN!“ – Erleichtertes Aufatmen, doch zu früh. – „AUFSTEHEN!“ Balling hatte die Arme hinter dem Rücken verschränkt und biss sich auf die Lippen. „Etwas schneller, wenn ich bitten darf! SETZEN!“ – Ein Raunen ging durch die Klasse. „Ruhe, ich unterrichte hier. AUFSTEHEN!“ – Die Klasse erhob sich zähneknirschend. Balling ging drei Schritte auf Jossif zu und baute sich wie ein antiker Donnergott vor ihm auf. Regungslos starrte Jossif auf das Hinterteil seines Vordermanns. „Aufstehen, Schamann, hören Sie schlecht?!“ – Knisternde Stille. „Schamann, ein letztes Mal!“ – Man konnte die berühmte Stecknadel fallen hören . . . „Dann bleiben Sie eben sitzen, Schamann, Sie . . .“ Zorngrün schlich Balling zum Pult zurück. Draußen jaulte der Rasenmäher des Schulhausmeisters auf. „SETZEN!“ Balling kramte seine Tasche zusammen und verschwand. „Bin gleich wieder da!“ Was er wohl vorhat? Den Direktor holen? Weiß der Teufel . . .

Jossif überlegte kurz: Besser ich mach mich jetzt ganz schnell vom Acker. Muss mir nur noch ausdenken, welches Gebrechen mich heute plötzlich befällt – für die Entschuldigung: Dementia praecox, Dilirium tremens, Apoplexia cerebri . . .??

War es gestern, vorgestern oder heute Vormittag? – Ich weiß es nicht, beim besten Willen nicht. Aber ich werde es so schnell nicht vergessen. Es war ein kurzer heftiger Stolz, den ich verspürte. Stolz über ein erfülltes, arbeitsames, erfolgreiches Leben. Ein Hochgefühl, seine Zeit klug genutzt, nichts ausgelassen, immer seinen Mann gestanden zu haben. Wer kann das von sich behaupten? So schnell wird sich keiner finden, der neben mir und meiner vita besteht. Ein paar Tausende mögen es vielleicht sein auf der ganzen Welt. Ein paar Tausende. Ist das kein Grund stolz zu sein? Kein Grund, die Hände in den Schoß zu legen, kein Grund, einem beruhigten Lebensabend entgegenzugehen? Bei Gott, ich habe genug geleistet.

Alkmar erhob sich aus dem Ledersessel und ging bedächtig vor dem Bücherschrank auf und ab. Er hatte heute auf das Ankleiden und die Morgentoilette verzichtet und zog es vor, im Pyjama mit Morgenmantel und Pantoffeln durch die Wohnung zu streifen. Vor dem Buffet blieb er stehen, zog zwei Schubfächer auf und holte eine alte Photographie von sich hervor, die er versonnen betrachtete. Warum erfüllte ihn dieser Stolz nicht häufiger? Glücksmomente wie jenen gab es nur wenige. Zu wenige, um von ihnen zehren zu können in den Stunden des Alleingelassenseins. Sein Leben war von Erfolgen überstrahlt. Aber von ihnen war zu wenig in sein heutiges Leben übergegangen. Es gab sie Dokumente, Urkunden, Auszeichnungen zeugten davon, doch sie schienen einem anderen zu gehören. Ihm blieb nur die schwache Erinnerung. Ab und zu die Erinnerung, einmal etwas Bemerkenswertes vollbracht zu haben. Etwas, über das man sich freuen könnte, wenn es nicht so fern läge, so fraglich geworden wäre. Aber musste es denn schon als fraglich gelten, nur weil es ihm die abgeklärte Besonnenheit nicht schenkte, die er zu besitzen immer glaubte. Seine Hand sank. Er legte die Photographie zurück zu den anderen Zeugnissen seiner glanzvollen Karriere und ließ sich ermattet in den Sessel fallen. Ein unterdrücktes Seufzen entfuhr ihm. Hager war er geworden über die Jahre, abgezehrt und schlaff. Doch was sollte man vom Alter schon anderes erwarten?

Alkmar stand auf, schlich auf leisen Sohlen zum Radiogerät und drehte am Sucher. Man musste die Stille und Regungslosigkeit vertreiben. Sein Empfänger aber blieb stumm. Das brachte ihm erst richtig zu Bewusstsein, wie verlassen er in seinen vier Wänden hauste. Er lauschte. Von unten drangen Kinderstimmen herauf. Schwerfällig humpelte er zum Fenster. Es war nichts zu sehen. So wanderte er zum Tisch zurück, zündete sich eine Zigarre an und

verschwand auf dem Gang. In der Küche schlürfte er an einer Tasse Tee. Seine Hände zitterten.

Wann hatte das Telefon zuletzt geläutet? Gestern, ja der Arzt hatte angerufen, sich nach seinem Befinden erkundigt. Dr. Boose war ein guter Arzt. Außer ihm und der Zugehfrau sah er nur Präsidenten und Quizmaster am Bildschirm.

Sollte er doch den Rat des Arztes befolgen? Altersheim? Aber das schickte sich nicht für ihn, unter lauter senilen Gestalten. Das steigerte den Trübsinn noch. Im Lindenhain sei er in guter Gesellschaft, hatte Dr. Boose versichert, dort verbrächten viele Honoratioren ihren Lebensabend.

Alkmar ging zum Telefon, nahm den Hörer ab, wählte. In der Muschel ratterte es, dann kam das Freizeichen. Er wartete, schaute auf seine Taschenuhr und trug das Gerät ins Wohnzimmer. Am anderen Ende rührte sich nichts. Enttäuscht drückte er die Gabel nieder und wählte erneut. Alwine, seine Schwägerin, war nicht zu Hause.

Es war auch besser so. Was hätte er ihr auch sagen sollen? Dass es ihm wohl ergehe? So gut konnte er sich nicht verstellen, nicht mehr. Sie hätte bemerkt, dass er sich wie immer quälte. Und dass er sich schlecht fühle, hätte er auch nicht sagen können; es hätte sie nur in ihrer ablehnenden Haltung ihm gegenüber bestätigt.

Mit seiner Vergangenheit musste er schon selbst fertig werden und mit seiner Zukunft auch. Zukunft – wie das klang, für das, was ihm bevorstand. Viel zu verheißungsvoll. Er hatte keine Zukunft mehr, würde nur noch fortleben, fortleben in Angst. Konnte man ihrer Herr werden, wo einen die eigene Vergangenheit im Stich ließ? Worauf sollte man seine Hoffnung bauen? Auch Hoffnung war ein Wort mit fernem Klang.

Alkmar stellte das Telefon auf den Dielenschrank zurück, ging ins Schlafzimmer, dann wieder auf den Gang, an Stephanies Zimmer vorbei, dann wieder retour. Er hatte es lange nicht betreten, dieses Zimmer, kaum etwas darin verändert seit ihrem Tod. Alles stand, wie sie es hinterlassen hatte. Auch zu ihren Lebzeiten war er dort ein äußerst seltener Gast. Wenn man sich getroffen hatte, geschah es auf dem Weg zur Toilette oder zur Küche. Alkmar wandelte wie durch ein fremdes Schloss, und doch war diese Wohnung das einzige, was ihn mit sich verband, was für ihn einen Schimmer von Geborgenheit ausstrahlte. Er öffnete die Türen des großen Wohnzimmerschranks und starrte an seinen Reiseandenken vorbei auf die dunkle, gemaserte Rückwand. Gab es für sein Leben Sinn? Und welchen konnte man ihm geben, gab es keinen mehr? Reisen vertrug sein hilfälliger Körper nicht



mehr. Und hatte er nicht schon alles gesehen und doch so gut wie nichts? Alkmar wandte sich ab. Etwas von Beruhigung war an Fragen dieser Art. Wenigstens sann man auf Veränderung. Auch wenn keine Möglichkeit bestand, sie einzuleiten. Das Hirn entwarf sie und das war einigermaßen beruhigend. Es war beruhigend, es in Tätigkeit zu wissen, so fruchtlos es auch wirkte. Es entwickelte etwas, das unter den und den Umständen Verwirklichung hätte finden können. Oder war auch sein Geist, die Kraft, auf die er sich zeitlebens verlassen hatte, gebrochen?

Alkmar ging zum Tisch, zündete sich eine Zigarre an, kräuselte angestrengt die Brauen. Er hatte einen guten Tag heute. Aufbauende Gedanken wie jene bewegten ihn lange nicht. Für den Moment ließ es sich leben mit ihnen. Weil sie anders waren, belastete es kaum, dass sie schmerzten und nur Löcher rissen, die kein Ausweg füllte. Man verbrachte seine Zeit angenehmer. Aber angenehmer als was? Und sollte die Zeit überhaupt vergehen? Als er so stand und sann, befiel ihn Müdigkeit. Er legte seinen Morgenmantel zur Seite und ging zu Bett. Früher war er groß in solchen Fragen, und schwach las er in der Erinnerung, dass den Fragen große Taten folgten, bis die Fragen eines Tages alle Taten lähmten. Die Taten wichen, die Fragen blieben. Jene wussten diese nicht zu lösen. Und nun verflüchtigten sich auch die Fragen mehr und mehr.

Alkmar wälzte sich von einer Seite auf die andere. Hoch wölbte sich das Schlafgemach über ihm wie ein Mausoleum. Früher hatte er sich oft gefragt, warum alte Menschen den Schlaf so schwer fanden. Jetzt, wo er selbst alt war, wusste er, dass es die Furcht vor der letzten Ruhe ist, die sie nicht zur Ruhe kommen lässt. Und er wusste auch, dass er sich einmal nicht mehr im Bett würde halten können, wenn es so weit war. Seine Krankheit aber zwänge ihn dazu, das Bett zu hüten. So würde ihm das Krankenlager zum Gefängnis, dem er so wenig entfliehen konnte wie dem Tod.

Alkmar richtete sich stöhnend auf, befühlte sein stechendes Rückgrat und flüchtete humpelnd aus dem Zimmer. In der Küche goss er sich eine Tasse Tee ein und blickte verängstigt auf die stummen Gegenstände, die seine Blicke wie unheimliche Zeugen der Auszehrung zurückwarfen. Erschrocken stellte er die Tasse nieder, lief über den Gang ins Wohnzimmer, warf sich fröstelnd den Morgenmantel über, schaltete die Decken- und Wandbeleuchtung an, drehte verstört am Radioknopf herum und kauerte sich dann im grellen Licht der Stehlampe in einen der Ohrensessel.

Alkmar stemmte sich kraftlos hoch und ließ sich wieder in den Sessel zurückfallen. Was ließ

ihn nicht los? Was hatte sich in sein Dasein gefressen wie ein eitriger Erreger? Warum konnte er nicht einfach sanft entschlafen?

Er ging zum Fenster. Die Dämmerung brach an. Kurz darauf wanderte er ins Zimmer zurück. Ein ewiges Hin und Her. Am Wohnzimmerschrank machte er Halt, zog den verschlossenen Schrein vorsichtig unter den Andenken hervor, stellte ihn behutsam auf den Tisch und löste das glitzernde Vorhängeschloss. Um die Deckplatte zu lösen, setzte er sich nieder und legte das Kästchen vorsichtig in seinen Schoß. Langsam lüftete er den Verschluss und durchkramte das Innere nach einem Tablettenröhrchen, das er in Augenhöhe hob und mit gläsernem Blick anstarrte.

Noch vor gar nicht allzu langer Zeit hatte der Tod keinen Platz in seinem Leben. Rastlose Tätigkeit füllte es. Er lebte, wähnte sich unanfechtbar. Sterbebedanken mied er wie ansteckende Krankheiten. Und so selten es auch vorkam, sie tauchten doch auf – und verschwanden wieder. Er hatte kein Organ fürs Sterben, Sterben-Müssen, Gestorben-Sein, sein Leben war zu prall und voll. Jetzt stand er davor wie vor einer schwarzen Wand, jämmerlich und winselnd. Hatte keine Antennen, seine angenehmen Botschaften zu empfangen, keinen Mut, sein Kommen als Erlösung zu empfinden. Er ward vor sein Gerichtetwerden gezerrt wie ein rätiger Hund und zerstümmelt von Angst. Alkmar legte das Röhrchen zurück in den Schrein, verriegelte den Deckel, begrub ihn unter dem funkelnden Tand, hastete ins Schlafgemach, warf sich aufs Bett, bedeckte sein pochendes Haupt mit kühlenden Kissen, röchelte asthmatisch unter den Daunen, krümmte seinen starren verkrampften Leib. Mühselig erhob er sich und lief zur Toilette, wo er sich stöhnend übergab. Über die Schüssel gebeugt, griff er einen Fetzen Papier, wischte sich über den Mund und sank in die Knie. Er hatte einen blutdunklen, schleimigen Brei ausgeworfen, den er erschöpft hinunterspülte. Augenblicklich überfiel ihn ein dumpfer, bleierner Schlaf. Als er erwachte, war es dunkel. Entkräftet zog er sich an der Schüssel hoch, schlich ins Wohnzimmer und wachte unruhig gegen die Nacht.

Lieber Jossif,

es wird Dich vielleicht wundern, dass ich mich schon jetzt melde. Ich habe sehr lange hin- und herüberlegt, bis ich zur Feder gegriffen habe. Als ich meine Sachen packte, um aufs Moos zu ziehen, war mir eher danach, einen Strich unter die Zeit in der Stadt zu ziehen und Dich zu vergessen.

Ich merkte aber bald, dass es mit diesem Vorsatz nicht weit her war. Nachdem ich mich hier, etwas eingelebt habe, kommt mir die Vergangenheit viel weniger hoffnungslos vor, als sie vielleicht war. Dennoch glaube ich, dass unserer Beziehung eine Veränderung guttut. Wir waren einfach an einem Punkt, an dem es nicht mehr weiter ging. Ich bereue meinen Schritt in keiner Weise. Es war schwer genug, sich dazu durchzuringen, aber jetzt fühle ich mich irgendwie erleichtert und befreit. Das ist vielleicht auch der Grund, warum ich Dir schreibe.

Ehrlich gesagt, bin ich ganz froh, dass es so kam. Eigentlich wollte ich von der Sache mit Dir nichts mehr wissen. Aber das sagte ich ja bereits . . .

Leider fange ich schon wieder an, ziemlich kopflos drauflos zu schreiben. Klare Gedankengänge schriftlich zu formulieren, war noch nie meine Stärke. Ich hab's lieber direkt und mündlich.

Eigentlich weiß ich ja nicht, wie Du die neue Situation verkraftest und wie Du über unsere Zukunft denkst. Bei unserem letzten ziemlich verkorksten Gespräch hast Du mich vor die Alternative gestellt, entweder zu gehen und zu brechen oder zu bleiben und so wie bisher weiter zu leben. Ich finde diese Alternative albern, das habe ich Dir schon damals gesagt, und je länger ich darüber nachdenke, desto richtiger erscheint mir meine Haltung. Ich finde, wir sollten jetzt mal abwarten, wie sich die Dinge entwickeln. Vielleicht verstehen wir uns schon bald wieder besser. Vielleicht aber wollen wir irgendwann mal überhaupt nichts mehr voneinander wissen. Auf jeden Fall könnten wir gute Freunde bleiben, falls Du Interesse daran hast. Weil ich schon dabei hin, will ich auch das noch sagen: Ich hatte den Eindruck, dass mein Entschluss für Dich ziemlich überraschend kam. Du hast mich schon immer unterschätzt, zumindest falsch eingeschätzt. Mit dem Gedanken einer Veränderung trage ich mich nämlich schon seit relativ lange, ohne dass Du etwas bemerkt hättest oder meine Äußerungen richtig einordnen konntest. Ich glaube, dass ich mich in den letzten Jahren ziemlich stark verändert habe.

Auch das hast Du eigentlich nie recht begriffen oder begreifen wollen. Dass es so war, zeigt mir, dass es zwischen uns schon lange nicht mehr richtig lief. Möglicherweise habe ich diese spezielle Situation besser durchschaut als Du. Deshalb kann ich heute wahrscheinlich auch wesentlich distanzierter sprechen und urteilen als Du. Aber das sind Spekulationen, die mehr meinem Gefühl entspringen. Eigentlich glaube ich nämlich nicht, dass Du Dich von meinen Schritt allzu sehr verunsichern lässt. Wahrscheinlich bist Du viel zu stolz, um Dir einzugestehen, dass Dich die Situation belastet/überfordert.

Ich könnte noch ewig so weiter schreiben, will aber jetzt damit aufhören, weil es wahrscheinlich wenig Sinn hat. Ganz nebenbei beschäftigen mich momentan auch ganz andere Dinge. Vermutlich bist Du selbst schlau genug, um zu erkennen, dass es jetzt falsch wäre, sich etwas vorzumachen. Für Dich jedenfalls wäre es ein riesen Fortschritt, wenn Du einmal zugeben könntest, dass Du Dich wegen mir oder uns schlecht fühlst. Vielleicht würdest Du so zu der Einsicht kommen, dass Du Dich oft unmöglich benommen hast, ohne dabei gleich mit der „weisen“ Feststellung anzukommen, dass Fehler immer beide machen, womit Dein Fehlverhalten immer zur Nebensache wurde, so dass sich von Deiner Seite nie etwas ändern musste. Ich höre jetzt aber wirklich auf damit . . .

Von den Leuten im Moos bin ich übrigens sehr herzlich aufgenommen worden, obwohl es anfangs gar nicht leicht war, für mich einen Raum zu finden, weil alles belegt war.

Inzwischen ist aber auch dieses Problem gelöst, und ich wohne im früheren Arbeitszimmer von Magda. Mit Magda kann ich übrigens auch jeden Tag in die Stadt zur Schule fahren. Davon habe ich allerdings noch nicht allzu oft Gebrauch gemacht, weil es hier so viel zu tun gibt. Immerhin haben die paar Schulbesuche gereicht, um festzustellen, dass das neue Gymnasium auch nicht besser ist als das alte. Vielleicht höre ich mit der Schule ganz auf und konzentriere mich auf das Landleben hier. Zum Glück bin ich zur Zeit viel zu gut drauf, um mir darüber ernste Gedanken zu machen.

*Cynthia*

Schreib auch mal, besuchen kommst Du uns ja doch nicht!?

Vor dem Spiegel zupfte er sich hastig die Krawatte zurecht, zog dann peinlich den in die dichten Haarbüschel gepflügten Scheitel nach, blickte sein virtuelles Gegenüber abfragend an auf alle Eventualitäten morgendlicher Toilette und löschte dann, nachdem er Genugtuung über sein Äußeres empfand, die kristallene Spiegelleuchte im Bad. Vom Dielenschrank nahm er sich im Vorübergehen die Aktentasche, die scheppernd zuklappte, warf sich Schal und Mantel um und platzierte den breitrempigen Hut maßgerecht auf dem geputzten Haupt, von dessen geschliffener Akkuratessse er sich durch einen letzten kurzen Blick in den Wandspiegel überzeugte. Schon in der Tür stehend, eilte er noch einmal an die Garderobe zurück, lupfte den gewichtigen Schlüsselbund vom Brett und flog, die zufallende Tür im Rücken, aus dem Haus.

So war es einstudiert, Morgen für Morgen, jeden Tag des Jahres, viele Jahrzehnte lang. Jeder Handgriff saß, automatisiert vollzog sich die Präparation. Und wie diese letzte rasche Viertelstunde vor dem Weggehen getaktet verlief – so auch der weitere Tag. Die Post am Schreibtisch harrte der Erledigung, dann folgte die allmorgendliche Konferenz, und wenn noch Zeit blieb am Vormittag, folgten kleinere Diktate. Der ausführliche Schriftverkehr füllte bis gut zur Hälfte den Nachmittag, unterbrochen nur von unaufschiebbaren Auslandstelefonaten, während Alkmar bis Dienstschluss über unausgegorenen Projekten brütete und sich dafür vor jedermann verleugnen ließ. Das waren Ordnungs- und Koordinationssysteme eines ausgeklügelten, vom Erfolg bestätigten Arbeitsstils. Manchmal ertappte sich Alkmar dabei, wie er diesem ausgezirkelten, eingestanzten Rhythmus verfiel, wie er von Handgriff zu Handgriff, von Überlegung zu Überlegung sich hetzte, ohne dass auch nur der geringste Anlass bestanden hätte, den Tag in lauter winzige Zeiteinheiten zu zergliedern, deren jede dem ökonomischen Grundprinzip verpflichtet war, stets ein optimales Verhältnis zu erlangen zwischen Aufwand und Ertrag.

Bemerkte er diesen Umstand, so stand er in seinen Angelegenheiten entblößt da wie ein um den Beifall gebrachter Artist. Meist zwang er sich dann, eine Tätigkeit langsamer und bedächtiger auszuführen, gleichsam als wolle er ihr erst jetzt den Stempel einer vernünftigen Handlung aufdrücken. Auch heute, wo er nach Belieben hätte tun und lassen können, was er wollte, vermochte er es nicht, ohne jenes enggeschnürte Korsett eines geregelten Tagesablaufs zu leben. Im Gegenteil: Er war etwas beunruhigt, weil für heute weder weitere Termine noch größere Transaktionen anstanden, auch die Korrespondenz

war weitestgehend erledigt. Er hätte sich also etwas früher als sonst auf den Heimweg machen und den späteren Nachmittag mal wieder mit Stephanie oder mit Freunden verbringen können.

Aber Stephanie rechnete um diese Tageszeit noch nicht mit ihm, war wahrscheinlich gar nicht zu Hause - und Freunde? Freunde hatte er streng genommen keine mehr. Kollegen ja, gute Bekannte vielleicht, aber Freunde? Wie lange war es her, dass er sich mit Jossif getroffen und ohne viel Worte blind verstanden hatte? Eine halbe Ewigkeit. Er hatte schon seit Jahren nichts mehr von ihm gehört. Was der wohl so trieb den lieben langen Tag? Ob er noch mit Cynthia zusammen war? Er wusste es nicht. Natürlich, hätte er anrufen und fragen können. Aber er hatte nicht einmal die Nummer parat, wusste auch nicht so recht, was er mit Jossif reden sollte. Und eigentlich interessierte es ihn auch nicht sonderlich. Nein, da war es einfach besser das lange Liegegebliebene noch einmal zu sichten und wenn auch das nichts hergab, den einen oder anderen Termin schon Mal vorzubereiten. Dazu kam man ja sonst so gut wie nie . . .

Dazwischen – genauer zwischen damals und jetzt – lief genau genommen nichts.

Auf der Habenseite:

Nur der Brief von Cynthia (war der Habenseite?)

Und im Minus:

Zwei Episoden mit zwei Mäuschen.

Das Geld war wieder mal alle, und Jossif musste Zuhause zu Kreuze kriechen für eine Aufstockung. Als Gegenleistung musste er das Versprechen geben, sich bei irgendeiner Fakultät einzuschreiben. Welche er wählte, blieb ihm überlassen, seinen Eltern war es inzwischen egal. Also – so das Abkommen – versprach er, sich im Herbst einzuschreiben und erntete die Moneten. Wenigstens war er so die Geldsorgen los. Ein Punkt auf der Habenseite!?

Die zwei Mäuschen gehören ins Minus. Ist er ganz schön auf die Nase gefallen. Die Erste blieb ihm wenigstens für 'ne Woche, die Zweite nur für 'nen Tag. Es war ihm mittlerweile klar, dass es so nicht ging. Er musste anders damit fertig werden. Eigentlich ging es ja auch schon, fast allmählich wieder etwas besser. Die Zeit heilt doch angeblich alle Wunden?? Er zog sich auf sich selbst zurück, zwang sich, irgendetwas halbwegs Sinnvolles zu machen, hing ziemlich rum, nichtsdestoweniger ehmmmm, war er den ganzen Tag agil. Aufstehen, Frühstück, Zeitung, Toilette et plus comme ca! Heute nun kam ihm der glorreiche Gedanke, mal etwas in seinen alten Schriftstücken zu wühlen. Irgendwann mal wollte er ja einen Roman oder zumindest ein längeres Stück Prosa schreiben über seine Schulerlebnisse oder so. Vielleicht inspirierte ihn das . . .

*Wer es weiß, rufe es mir zu! Ödblöde Welt! Doch und gerade setzt sie mir zu.*

Das klang irgendwie vertraut. Dumm nur, dass es damals die berühmte Debütantenladehemmung gab. Um sich einzustimmen, blätterte er ein loses Schriftenbündel durch. Dort hatte sich inzwischen einiges angesammelt. Er hob das Deckblatt an und las:

*Ich sitze, als säß' ich nicht*

*habe, als hätt' ich nicht*

*weiß, als wüßt' ich nicht*

*denke, als dächt' ich nicht*

*bin, als wär' ich nicht  
dabei  
bist du und bist nicht  
im Einzelnen und im Ganzen und überhaupt bist du nur Kontingenz  
Zufall, Reinform, Ausfall, Durchgang  
hat dich der Strudel des Konditionals gepackt  
bist du erst reine Erdenklichkeit  
ist ist, was sei und sei, was wär' und wär, was ist  
ist alles und nichts  
und etwas und vieles  
zugleich*

Auch das klang vertraut. Wie geschaffen für seinen Zustand. Geschrieben aber hatte er es in einer ganz anderen Stimmung. Es war ein Gedicht aus der Schulzeit. Und auch wenn er schon damals herumirrte wie ein Heimatloser, wusste er doch genauer, was er wollte als heute. Irgendwie hatte er in der Schule wenigstens das Ziel vor Augen, den ganzen Laden so schnell wie möglich hinter sich zu lassen. Nun, da er es endlich geschafft hatte, war da nichts als ein riesiges Loch, das er gern gestopft hätte mit etwas, von dem er nicht wusste, wie es aussehen könnte.

Wie er so über seinen Blättern sann, erinnerte er sich auch jener Formulierungen, die er in aller Unbeholfenheit benutzte, um sich der schwer erschließbaren, ungesicherten Bereiche zumindest sprachlich zu bemächtigen. Viel war da von der Überschreitung des Ist-Zustands durch reflexives Transzendieren die Rede, von einer utopischen Realität, die den Gedanken wirklicher ist, als das Fassliche den Sinnen, von einer mentalen Verfassung, die alte Rahmen sprengt, neue konstituiert und in ihrem Schaffen einen Horizont errichtet, der bisherige Erfahrungen relativiert, überwindet und gleichzeitig über sich selbst hinausweist.

Jossif stoppte den einsetzenden "Strudel des Konditionals". Bei alledem verspürte er eine leise Genugtuung darüber, aus dem zirkelhaften Gedankenkreis gerade durch diese vorläufige, unvollkommene Niederschrift entlassen worden zu sein und wieder Raum gefunden zu haben für neue Eindrücke und Geistesregungen.

Neugierig geworden durch die unerwartet anregende Begegnung mit dem Gedicht, blätterte er weiter, überflog einige Seiten, die ihm weniger gelungen schienen und machte



dann Halt beim zweiten Gedicht, das er mit stockender Stimme rezitierte:

*Mich träumt wes' ist,  
der geht einher auf Nebelschleierpfaden  
in grauumgrinstem Dunkel  
von finster Nachtgebrüll  
Mich träumt der Äste Schatten  
mit Formen gleich Gestalten und  
fingerdürren Gliedern und  
blendend weißem Schall  
durch Laubes Spreu sich schaffen  
hin zu der Feuer Wind.  
Wohl wenn der Schritt  
mich willig trägt  
zu all dem Schauerlicht  
das hungrig blinkt aus ächzendem Gewuchs  
das zeigt und leucht'  
von Götter-, Geistertreiben  
dann soll's mich gerne tragen –  
will ich's eben wagen  
zu folgen all dem Engelsglanz*

*Schon öffnet sich der Schneise Schonung  
und in dem düster Kugelrund  
seh' ich die Dinge kreisend drehn  
bald klingelglitzer Gang  
umjohlt von elfengleichem Klang  
bald rosig Zitterduft  
erfüllt die laue Sommerluft  
Und stille, leise, stiller noch  
schwebt hoch und ab das Hoffnungsschloss  
doch als ich nah mich glaubte*

*in all dem Träumer-, Trümmerland  
da haucht's mich eilig, eisig  
fort und fort und fort*

"Fort und fort und fort" – Jossif hielt ein, schüttelte den Kopf, wiederholte die Verse der letzten Strophe, weihevoll deklamierend, als wollte er sich selbst verarschen. Was war ihm da entschlüpft? Es war ein frühes Gedicht – zugegeben. Aber dass er dermaßen unverhohlenen Kitsch zu Papier gebracht hatte, grämte ihn doch sehr. Vielleicht war in den Aphorismen etwas zu finden, das vor seinen Augen halbwegs bestehen konnte. Er las:

*Zynik ist keine Weise menschlicher Vollendung, wenngleich eine mögliche Vorstufe dazu, in der viele steckenbleiben.*

*Immer alle Trümpfe auszuspielen, ist ein Zeichen von Schwäche.*

Das konnte man hinnehmen. Es wäre auch zu schade gewesen um die vortrefflichen Bonmots . . . Ungeduldig faltete er die durchgesehenen Blätter zwischen den Fingern, bis er hastig nach einem frischen Bogen griff und niederschrieb:

*Abschied:*

*Dann werd' ich gehn' und sagen:*

*Von alldem habe nichts verstanden ich*

Als er dies zu Papier gebracht hatte, mischte sich in die aufkeimende Genugtuung darüber, mit der Formulierung einen gelungenen Schlusstrich gezogen zu haben, die unangenehme Befürchtung, auch dieser Satz könne zu Missverständnissen Anlass geben, würde er allein auf sein Schreiben bezogen und nicht, wie er es verstanden wissen wollte, auf sein gesamtes bisheriges Leben.

**Herr Schwarzenberg, Ihnen wird der Ausspruch zugeschrieben: "Über Geld redet man nicht, man hat es." Wie denken Sie heute im Alter über diesen Satz?**

Lassen Sie mich so sagen, Herr Nowotny, wenn einem Geld nie etwas bedeutet hat wie mir, lässt sich auch über einen Ausspruch, der Geld zum Gegenstand hat, nur schwer ins Gespräch kommen. Insofern bin ich wahrscheinlich auch heute nicht von dieser, meiner Devise abgerückt.

**Richtig ist aber doch wohl, dass Sie Geld nicht immer hatten. Am Anfang Ihrer Karriere mussten Sie sich mit weniger zufrieden geben, und erst in der Folgezeit stellte sich der große Geldsegen ein.**

Das ist zutreffend, auch wenn ich mit der Formulierung „Geldsegen“ nicht einverstanden bin. Jeder fängt einmal klein an. Für mich war Geld immer nur in zweiter Linie wichtig.

**Für einen erfolgreichen Banker klingt das ja geradezu abenteuerlich.**

Nur auf den ersten Blick. Sehen Sie: Am Beginn meiner Laufbahn wurde mir einmal ein hoher gutdotierter Posten angetragen. Ich lehnte damals ab, weil ich mich der Aufgabe nicht gewachsen sah. Viele Kollegen hätten sich um ein solches Angebot gerissen. Ich aber hielt immer die Leistung und Befähigung einer Person für das Ausschlaggebende.

**War das ihr Erfolgsrezept?**

Wenn Sie so wollen, ja. Die Geschäfte meiner Bank verliefen wohl deshalb immer so geradlinig aufwärts, weil ich immer wusste, welchen Kunden was zuzutrauen ist. Und der Kunde wusste sich bei uns jederzeit in besten Händen. Genau das ist es, was einen guten Bankmann ausmacht.

**Herr Schwarzenberg, gestatten Sie mir die vielleicht indiskrete Frage, wem Sie diesen goldenen 'Riecher' verdanken. Sie wissen ja, dass es das Anliegen unserer Interviewserie mit Prominenten ist, die Gespräche immer so persönlich wie möglich zu halten.**

Hhhaahaha, das ist keine leichte Frage, die Sie mir da stellen. Riecher war das schon gar keiner. Hinter meinen Spekulationen stand immer das Wissen über die eigenen Grenzen. Und dieses Wissen setzte mich in den Stand, die Kundschaft jeweils auf die Hundertstelstelle genau einzuordnen. Wenn ich mir einmal nicht sicher war, ließ ich die Finger davon. Wenn Sie mich aber fragen, wem ich diese eigentlich feine psychologische Gabe zu verdanken habe, dann muss ich leider passen. Ich komme aus einem sehr strengen

und zielbewussten Elternhaus, vielleicht ist es das.

**Und Glück, spielte das nie eine Rolle?**

Das Glück des Tüchtigen würde ich sagen. Wissen Sie mit dem Glück ist das so eine Sache. Im Geldgeschäft darf man sich nie auf *fortune* verlassen, sonst ist man verlassen. Unseren jungen Leuten habe ich das immer wieder eingeschärft.

**Was ist es dann, was den guten Banker ausmacht?**

Das habe ich doch vorhin schon anzudeuten versucht, Herr Nowotny. Es ist der Blick für das Machbare, der Sinn für wirtschaftliche Zusammenhänge und ein Gutteil profunder Menschenkenntnis.

**Angenommen, ich würde mich nun mit Ihrem Rezept in der Hand daran machen, die Führung einer großen Bank zu übernehmen. Glauben Sie, ich hätte Erfolg damit?**

Das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Es kommt ganz darauf an, ob Sie das Durchsetzungsvermögen hätten, ihre Pläne, ungeachtet der Kritik der Teilhaber, in die Wirklichkeit umzusetzen.

**Und das hatten Sie?**

Gewiss, sonst säße ich heute nicht bei Ihnen oder zumindest in anderer Funktion.

**Stand dieser Werdegang für Sie eigentlich schon immer fest oder bildete sich das erst allmählich heraus?**

In der Schulzeit hatte ich diese Vorstellung von den üblichen Traumberufen: Starfighterpilot, Fußballprofi oder Papst. Erst gegen Ende der Schulzeit wurde mir klar, wo meine eigentlichen Fähigkeiten liegen.

**Wie äußerte sich das?**

Wie sich sowas eben äußert. Im Verein bei uns war ich schon als 15jähriger Kassenwart, und auch als Kind hatte ich bereits eine ausgesprochen glückliche Hand im Umgang mit Geld. Mein Vater schickte mich einmal mit zehn Mark zum Metzger, um einzukaufen. Ich kam mit vollen Taschen heim und gab meinem Vater das Geld zurück. Ich hatte dort einfach gesagt, meine Mutter käme später zum Zahlen, und der Metzger wusste nicht, dass wir noch am selben Tag fortzogen. Damals war ich acht.

**Also doch Geld und Glück und ein frühes Charisma?**

Weder noch, Letzteres vielleicht. Glück nicht, weil ich genau wusste, das kann nicht schiefgehen und Geld nicht, weil ich den Metzger nicht um die paar Mark bringen wollte, sondern weil mich seine Reaktion interessierte.

**Und wie sah die aus?**

Der Metzger war zu unvorsichtig wie viele Leute im großen Geschäft. Er hat mich unterschätzt.

**Gingen Sie denn bei der Beurteilung eines Geschäftspartners immer davon aus, der könnte mich aufs Kreuz legen wollen?**

Nicht immer, und wenn es der Fall war, traf ich die nötigen Absicherungen. Wenn das nicht ging, lief nichts. Aktive Werbung hatten wir nie nötig.

**Das klingt nun gerade so, als wäre das Bankgeschäft das einfachste von der Welt.**

Ist es auch, wenn man es beherrscht. Ich kann nur noch einmal betonen: Man muss immer wissen, wie weit man gehen darf.

**Und dieser Scharfsinn leitete Sie auch vor fünfzehn Jahren. Es ist ja ein offenes Geheimnis, dass Sie es waren, der dem Kanzler damals beratend zur Seite stand, als es darum ging, den verfahrenen wirtschaftlichen Karren aus dem Sumpf zu ziehen.**

Ja, ja. Das war eine unsichere Zeit damals. Dass es noch einmal gutging, verdanken wir nicht zuletzt dem Verantwortungsbewusstsein der großen Banken. Eine weitere Überhitzung der Konjunktur, wie sie von so mancher Seite befürwortet wurde, hätte uns das Genick brechen können.

**Sie setzten sich damals für eine Abwertung der DM ein!?**

Nein, nein. Ganz im Gegenteil, wer hat Ihnen denn das erzählt?

**Aber in der Regierungserklärung des Kanzlers wurde dieser Schritt doch meines Wissens in Erwägung gezogen.**

Der Kanzler meinte damals, man könne bei einer Zuspitzung der Lage unter Umständen dazu gezwungen sein. In Wahrheit glaubte niemand so recht daran, dass es so weit kommen könnte. Nein, nein, ich machte mich damals für eine konsequente Stabilitätspolitik stark, aber es gab da gewisse Stimmen aus der Opposition, denen das nicht ausreichend erschien.

**Bei aller Wertschätzung, Herr Schwarzenberg, das stimmt nun aber wirklich nicht. Der Oppositionsführer sagte doch damals klipp und klar, man dürfe sich nicht zu unüberlegten Schritten hinreißen lassen und müsse kühlen Kopf bewahren.**

Dieses Bild versuchte man nachher in Oppositionskreisen zu erzeugen.

**Herr Schwarzenberg, Sie sind für Ihre Kompromissbereitschaft, Fairness und Großzügigkeit bekannt. Erlauben Sie mir zum Schluss des Interviews die Frage. . .**

Alkmar nahm den Kopfhörer ab und schlug die Hände vors Gesicht. Das Videoaufzeichnungsband hatte nicht ausgereicht. Die Fernsehsendung brach an immer derselben Stelle abrupt ab.

Über dem Flimmern des Bildschirms hallte Alkmar die letzte, nicht mehr registrierte Antwort nach: „Ich kann mit Stolz von mir sagen, einer der wenigen zu sein, der am Ende seiner beruflichen Laufbahn in ungeschmälerter Zufriedenheit auf sein Leben zurückblicken darf.“

Es war gut, dass dieser letzte Teil des Interviews für ihn nicht mehr per Video abrufbar war. So ersparte er sich die schmerzlich hohle Fratze, die diesen verlogenen Ausspruch getarnt haben musste. Wie oft hatte er die Aufzeichnung schon gesehen? Zu oft, um sich falschen Illusionen über seinen Auftritt hinzugeben, zu oft, um die seichte Geste seiner Person unter der glücksstrotzenden Maske zu verleugnen, zu oft auch, um den Ekel über die öffentliche Zurschaustellung länger verhehlen zu können.

Aufzeichnungen dieser Art gab es eine ganze Reihe von ihm. Und alle von der gleichen aufdringlichen Seichtheit. Nur bildete dieses letzte Interview einen gewissen Höhepunkt selbstentblößender, pseudoaltersweiser Torheit. Seit der Zeit hatten sich die Medien von ihm zurückgezogen. Der letzte Rundfunkbeitrag über ihn stammte aus dieser Zeit, in den Tageszeitungen fiel sein Name immer seltener, bis er auch aus den Klatschspalten der Illustrierten verschwand. Die Einladungen verebbten, kaum wurde sein Rat noch von Kollegen erbeten, auf der Straße begegnete man ihm mit höflich abweisender Zurückhaltung und selbst im engeren Familienkreis suchte man seiner Anwesenheit unauffällig zu entgehen.

Das alles war nur für den Augenblick bedrückend. Im Grunde war es das späte Eingeständnis kühler Unnahbarkeit an die Adresse ihres Urhebers zurück. Er wusste das und hielt sich nicht damit auf, in Bedauern darüber zu verfallen. Heute, wo er vielleicht bedauert hätte, war ihm der Anlass entrückt, und an die Stelle von Bitternis trat Gleichgültigkeit über die alte Gefühlsarmut.

Alkmar stand auf und ging zu seinem Schreibtisch. Aus dem Schubfach holte er sein Tagebuch, das er aufgeschlagen vor sich legte. Der letzte Eintrag war nicht datiert, aber an der verblassten Schrift ließ sich erkennen, dass er nicht von gestern stammte.

Morgen wird Stephanie beerdigt. Es ist jetzt Viertel vor elf Uhr, und ich schreibe diese Zeilen in dem Bewusstsein nieder, in den letzten Tagen alles Menschenmögliche

unternommen zu haben, um ihr Leiden zu erleichtern. Es ist, glaube ich, nicht übertrieben, wenn ich behaupte, dass sie mir in den letzten Stunden mehr abverlangte, als in den langen Jahren davor.

Alkmar hielt ein. Seine Fingerspitzen überstrichen nervös den Rand des ausgebleichten Papiers. Mit trübem Blick starrte er in den geöffneten Sekretär. Er blätterte einige Seiten vor, überflog ein paar Notizen, stand dann aber auf und schaltete den Fernsehapparat ab. Es war spät geworden. Alkmar löschte das Licht.

Er hatte sehr lange nicht mehr im Tagebuch gelesen und ihm war klar geworden, dass dies seine letzten Aufzeichnungen gewesen sein mussten. Er knipste das Licht wieder an und ging noch einmal zum Schreibtisch zurück. Vorsichtig schlug er das Tagebuch auf und begann erneut zu lesen:

„Morgen wird Stephanie beerdigt. Es ist jetzt Viertel vor elf Uhr, und ich schreibe . . .“

Seine Blicke lösten sich langsam vom Papier und tasteten sich über die feine Maserung des Holzes zu einem Wechselrahmen hoch, unter dessen verdunkelter Glasscheibe der Name des Herstellers zu lesen war. Die Photographie hatte er entfernt. Für einen Moment ruhten seine Augen dort. Ihr Tod hatte ihn nie sonderlich berührt. Er riss sich den leeren Rahmen unter den Augen weg. Und das musste so bleiben.

Alkmar griff nach dem Tagebuch und wickelte es mitsamt dem Rahmen in Zeitungspapier ein. Dann eilte er zum Kachelofen und öffnete die Tür. Das eingewickelte Buch legte er neben ein Glas auf den Tisch. Er riss einige verstaubte Blätter aus dem Photokalender an der Wand und entzündete sie. Das Feuer flackerte auf. Am anderen Morgen fand er Buch und Rahmen unangetastet.

Sich einmal richtig zu entleeren, ist eine Wonne. Man muss sich aber Zeit nehmen dazu. Auf keinen Fall ist es anzuraten, die glänzende, stark duftende Notdurft zu heftig aus dem Leib zu pressen, weil man sich sonst um das volle Gefühl der Entleerung bringt. Wie alle wichtigen Dinge des Lebens verlangt auch dieses Geschäft seine sorgfältige Vorbereitung und Durchführung. Am besten setzt man sich zunächst auf die Brille und tut gar nichts. Wenn man sich dann so richtig entspannt und auf das Zeremoniell innerlich vorbereitet hat, übt man den ersten leichten Druck auf den Enddarm aus. Der darf aber nicht zu stark sein, weil das Abzunabelnde sonst schon zur Hälfte in der Luft hängt und sich eventuell komplett separiert. Zu achten ist während des Pressvorgangs auf einen lockeren und entspannten Tonus der gesamten Körpermuskulatur, so wie frau es von den Vorübungen zur Entbindung kennt. Hat die Spitze des Exkremments das Licht der Welt erblickt, ist ein weiterer, jetzt allerdings kontinuierlicher Druck auf den Afterbereich erforderlich, der jedoch ebenfalls einfühlbar zu erfolgen hat. Während des langsamen, aber stetigen Herausgleitens der Fäkalien müssen ruckartige Bewegungen des Körpers unter allen Umständen vermieden werden. (Es soll vorgekommen sein, dass die Wurst plötzlich erschrocken ins Loch zurückfuhr, was ein unangenehmes, höchst unwillkommenes Gestauchtwerden des gesamten Mastdarms zur Folge haben kann).

Wenn nun der erste, meist leicht schleimüberzogene Teil des Stuhls den Boden des Klosetts berührt und am anderen Ende noch fest im Arschloch verankert ist, empfiehlt sich ein leichtes Anheben des Gesäßes nach oben-vorn. Oft ist es dann der Fall, dass ein kleines, unwesentlicheres Klößchen danach seinen Fortgang ankündigt: Dieses soll schnell, aber ebenso liebevoll ausgestoßen werden. Erst jetzt ist es an der Zeit, die schon in Händen befindliche Zeitung in Augenhöhe zu heben und sich den tagespolitischen Ereignissen zu widmen. Das einen nun tief durchflutende Gefühl der Erleichterung ist ausgesprochen gut dazu geeignet, die Aufnahmefähigkeit zu schärfen. Wärmstens sei dieses Rezept Hämorrhoidenkranken anempfohlen, denn ihre Verunzierung des Anus veranlasst oft zu allzu rapiden Auswürfen der Exkremments was allerdings nicht den erwünschten Erfolg zeitigt, sondern zu einer erhöhten schmerzlichen Sensation der Kranzgefäße führt.

Jossif schloss die Toilettentür und beschloss, den Tag mit diesem Schlüsselerlebnis einer erfüllten Existenz fortzusetzen. Für ihn bestand kein Zweifel, dass dieser glücksbringende



Stuhlgang in enger Verbindung stand zu anderen Formen genüsslich erworbenen Erdendaseins. Und man kann verstehen, dass er diese Wollüste erst einmal richtig auskosten wollte. Was in seinem Fall nichts anderes hieß als: Sich in nächster Zeit nicht mehr einlassen auf Frauen, Männer, Menschen, Kerls und Tanten, eigentlich verdammt nochmal irrsinnige Erscheinungen wie Cynthia. . . (Zumindest für die nähere Zukunft!) Er wollte den Leuten weiter aus dem Weg gehen und erst einmal wieder zu sich kommen, denn er fühlte, dass er in der letzten Zeit ganz gut damit gefahren war und er glaubte, die Zurückgezogenheit der zurückliegenden Wochen sei nicht der falscheste Weg gewesen, wieder etwas Tritt zu fassen im Leben.

Er hatte viel gelesen in letzter Zeit, darunter manch aufschlussreiches Wort der Profidenker aus dem Selbstbedienungsladen für Ideen. Und unverbesserlich märtyrerhaft hatte er sie ausgereizt bis an ihre Grenzen, hatte kapituliert im zirkelhaften Denken, war ihrer Versuchung erlegen wie Fliegen hinter Scheiben dem Licht.

*Es gibt überall kein Dauerndes, weder außer mir noch in mir, sondern nur einen unaufhörlichen Wechsel. Ich weiß überall von keinem Sein, und auch nicht von meinem eigenen. Es ist kein Sein. Ich selbst, weiß überhaupt nicht und bin nicht. Bilder sind: sie sind das Einzige, was da ist, und sie wissen von sich nach Weise der Bilder (...) Alle Realität verwandelt sich in einen wunderbaren Traum, ohne ein Leben, von welchem geträumt wird, und ohne einen Geist, dem da träumt.*

(Fichte)

Eine Zeit hatte er sich von solchen Gedankengängen mitreißen lassen. Da erträgt es sich leichter fürs Erste das Leben – gedanklich freischwebend im Raum. Das kann auch genussbringend sein und Dir flüstern von einer höheren Lust. Bald aber wurde ihm dies Denken zur Pein, man könnte auch von Tendenzen zur Selbstauflösung des Ichs sprechen, und er bekam wieder Appetit auf die Welt der Knödel und Sauerbraten.

*Die Welt bleibt dunkel. Wir sind unglückselige Tiere. . . aber ich habe plötzlich entdeckt, dass die Entfremdung, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die Unterernährung das metaphysische Übel auf den zweiten Platz verweisen.*

(Sartre)

Er sah: Die denkerische Praxis, jedwede Theorie also, findet Grenzen nicht nur vor . . .

*Die Grenze, die das Ich als eine unbedingte anzuerkennen hat, ist das ihm gleiche Wesen, der Andere. Allein am anderen Ich gewinnt das Ich Halt und Ständigkeit.*

*(Fichte)*

. . . sondern ist ihrer allemal bedürftig. Denn, so glaubte er festhalten zu müssen, der philosophisch-spekulative Reflexionsgang ist allzu häufig gekennzeichnet durch grenzenlose Verliebtheit in sich selbst und weniger in die ihm zugrundeliegende Sache, weshalb er auch geneigt ist, sich um seiner selbst willen zu reproduzieren, um immer neue Ekstasen des Denkens heraufzuführen. Was mancher als die vollständige Verselbstständigung zweckfreien Denkens anpreist, galt ihm als eines der gewaltigsten larvierten Narzissmus-Beispiele der Geschichte, zu weiten Teilen auch als eines der größten, bedeutungslos wichtigen Bemühungen des Menschen, dem Ebenbild Gottes gleich zu werden, worüber es sich so glänzend ins Schwärmen und Stolpern geraten lässt.

Er sah: Das bisschen für ihn gültiger Erkenntnisse, die er sich im Laufe der Jahre mühsam zusammengekratzt hatte, musste umgesetzt werden in die TAT.

*Fichte setzt als den eigentlichen Sinn des Begriffes Realität nicht dingliche Massivität oder überhaupt feststellbare Vorhandenheit an, sondern bringt Realität und Handlung in dialektischen Bezug. (...) In dieser Dialektik, dass mich die moralische Ordnung trägt und zugleich doch fordert; dass ich sie meinerseits verwirkliche und in aller Verwirklichung zugleich doch von ihr immer schon umgriffen werde, liegt die einzige und eigentliche Realität, die es für den Menschen als Menschen geben kann.*

*Walter Schulz über Fichtes "absolute Forderung einer besseren Welt"*

Wer diese Aufgabe, im Miteinander an der Gestaltung einer besseren Welt arbeiten zu müssen, verkennt, leugnet oder abstreitet, so sagte er sich, wer also, wie er so oft fälschlicherweise glaubte, sein Denken gerade davon frei machen zu müssen, der missachtet die Grundtatsache des Menschseins und damit die Grundlagen seiner selbst. (Bummzack so einfach schien ihm das plötzlich...) SO HANDLE DENN, DU STOLZER DENKER.

Alter Knabe (darf ich Dich so nennen?),

vielen Dank für die nicht erhaltene Antwort. Du weißt ja, dass ich gern Briefe schreibe.

Aber dass ich schon wieder am Verfassen bin, wundert mich selbst etwas. Wahrscheinlich zeigt das aber nur, dass ich die Sache mit Dir nicht unbedingt einschlafen lassen will.

Versteh' mich bitte richtig: Ewig werd' ich nicht gegen einen stummen Adressaten anschreiben. Aber momentan bin ich es leid, mir Gedanken darüber zu machen, warum der gnädige Herr nicht schreibt. (Geht es Dir wirklich so schlecht/Bist Du sauer?/Oder was?) Ein kleines Lebenszeichen wäre ganz nett. Die Post kommt ja offensichtlich an. Der letzte Brief kam jedenfalls nicht zurück.

Um ehrlich zu sein: Je länger ich darüber nachdenke (so lange auch wieder nicht), umso weniger kann ich mir vorstellen, dass Du ernsthaft die beleidigte Leberwurst spielst. Ich hab mir auch das mit unserem ganzen verdammten Werdegang nochmal durch den Kopf gehen lassen, obwohl ich hier voll eingespannt bin und eigentlich gar keine rechte Zeit dazu habe.

Wir hatten uns ja unzählige Male vorgenommen, das und das zu unterlassen bzw. besser zu machen, und auch ich hab Dir versprochen, mein Bestes zu geben. Ich kann mir zwar vorstellen, dass Du gleich wieder vorschnell folgerst, ich könnte gar nicht alles geben mit der Vorstellung von Trennung im Kopf. Dazu kann ich aber nur sagen: Das stimmt nicht! Mir fällt zu diesem Problem im Moment nichts Wichtiges mehr ein, so dass ich am besten damit aufhöre. Schließlich gibt es ja auch noch erfreulichere Themen.

Bei uns im Moos hat der Sommer so richtig Einzug gehalten. Es ist einfach spitze, wenn Du früh aufwachst und alle erdenklichen Düfte der Natur strömen Dir entgegen. Kein Autolärm, kein Benzingestank, keine Hektik, kein Stress. Am Anfang war das für mich wie ein Erwachen in einer neuen Welt.

Momentan sind wir gerade dabei, das Stalldach zu erneuern. Eine ganz schöne *action* ist das, aber es macht Spaß. Vorher hab ich mit Magda den Garten auf Vordermann gebracht. Magda ist übrigens wirklich eine duftende Frau. Die weiß bei jedem Pflänzchen wie viel Wasser und Sonne es braucht. So hatten wir den Garten schnell in Ordnung und warten schon gespannt auf die ersten Erträge.

Gernold und Axel vollbrachten letztthin eine schwere Tat; sie schlachteten ihre erste Sau. Das war vielleicht ein Blutbad. Zum Glück kam ich erst nach dem Todesstoß dazu. Beide

standen ganz bleich und fassungslos vor dem armen Tier. Als der erste Schock überwunden war, gingen sie aber ganz tapfer daran, die Sau zu zerlegen. Nicht ganz fachmännisch, aber soweit ich das beurteilen kann, schon ziemlich versiert. (Axels Vater war lange Zeit Metzger). Als die Eingeweide herauskamen, kündigte ich allerdings meine kurze Mitarbeit auf. Es war einfach zu grauenvoll. Danach hab ich mich geärgert, dass ich fortgelaufen bin, weil es eigentlich unsinnig ist, denn die feine Wurst im Kühlschrank kommt ja auch von einem Tier, das geschlachtet wurde. Vielleicht werden wir aber doch noch Vegetarier?!

Das Wochenende davor stieg bei uns eine Riesensession, ganz spontan. Ulla und Frank kennen ein paar Leute von Munju, und die standen eines Abends mit ihrem ganzen Instrumentarium bei uns vor der Tür. Kurz darauf war unsere Küche in ein wildes Szenarium verwandelt. Jeder trommelte, klopfte, klampfte oder schrubbte auf irgendetwas herum, und auch ich trug mit meinem bescheidenen Flötenspiel zur Bereicherung des Ganzen bei. Das ging so eine Weile zu, bis wir alle ziemlich flippig wurden und wie aus dem Häuschen durch die Zimmer fegten. Mit einem Mal verließ uns die Kraft und wir fielen um, wo wir gerade standen und kosteten das Chaos, das wir angerichtet hatten, richtig aus. Ein mords Fez war das! Ich freu mich schon auf die nächste Session.

Weniger erfreulich war das, was wir am Wochenende darauf erleben mussten. Einige Leute vom Land, wir und ein paar andere Unentwegte aus der Szene machten eine Demo gegen das hiesige AKW. Es war ein saumieses Wetter, und das kleine Häufchen trottete bei strömendem Regen ziemlich gedrückt durch die Straßen. Aber Du kannst Dir nicht vorstellen, wie blöd die Leute reagierten. Die paar Typen, die an diesem Tag draußen waren, müssen alle hundert Prozent Pro gewesen sein. Wir können von Glück reden, ohne Prügel davongekommen zu sein, so angeheizt ist die Atmosphäre da draußen schon wieder. So viel wutentbrannten Fratzen sah ich mich selten gegenüber, obwohl wir total friedlich durch die Stadt marschierten. Ein besonders Eifriger versuchte sogar, Axel diesen saublöden Aufkleber "Steinzeit, nein danke" auf die Schulter zu pappen. Als Axel sich wehrte kam es zu einem kleinen Gerangel, aber die Bullen schritten endlich einmal rechtzeitig ein und brachten den Verrückten zur Räson. Überhaupt hielten sich die Ordnungshüter an diesem Tag ziemlich zurück. In der Fußgängerzone wurde der Regen dann immer schlimmer und wir waren schon total durchnässt. Am Rathaus löste sich die Gruppe dann endgültig auf. Zu einer

Kundgebung hatte niemand mehr so recht Lust. Bei der nächsten Demo haben wir hoffentlich besseres Wetter.

Du weißt ja, dass ich früher von Kundgebungen, Demonstrationen, Besetzungen usw. nicht viel gehalten habe. Eigentlich war ich allgemein ziemlich unpolitisch, auch was das Frauenthema angeht. Das hat sich aber inzwischen grundlegend geändert. Ich kann mir schon vorstellen, was Du jetzt wieder denkst. Du denkst, die Leute hier haben mir den Kopf verdreht und ich mache einfach mit, weil ich sonst Druck kriege. Darauf kann ich nur sagen: Dem ist nicht so. Ich habe in letzter Zeit ziemlich viel und lange über meine frühere Passivität in solchen Sachen nachgedacht. Jedenfalls kotzt mich inzwischen die Laschheit der Leute an der Schule auch total an, und ich kann Dich zumindest in diesem Punkt besser verstehen als früher.

Thomas und Heike, unsere beiden Anti-AKW-Spezialisten, haben mir recht viel erzählt über diese Sachen. Es gibt ein ganzes Bündel von Analysen und Untersuchungen, die ganz klar besagen, dass die Kernkraft für unsere Energieversorgung überflüssig ist wie ein Kropf. Dagegen gibt es keine glaubhafte Abhandlung, die überzeugend nachweist, dass es nur und nur mit Kernkraft und nicht auch anders gehen könnte. Aber im Grunde ist das schon längst keine Frage der Energieversorgung mehr, sondern es geht einzig und allein um die Atomlobby, für die Millionen an Forschungs- und Fördergeldern locker gemacht wurden. Die warten jetzt natürlich auf ihre Milliardenaufträge aus dem Ausland und wollen sich nicht mit Baustopps abspeisen lassen. Außerdem wäre das für die in Bonn eine riesen Schlappe, eingestehen zu müssen, dass man großspurig in etwas investiert hat, das man im Nachhinein nicht verantworten kann.

Thomas hat gesagt, es wäre überhaupt nicht so weit gekommen, wenn man die alternativen Energiequellen rechtzeitig erforscht oder weiterentwickelt hätte, wenn man also zum Beispiel, die Gelder und Anstrengungen, die in die Erforschung der friedlichen Nutzung der Kernenergie gesteckt wurden rechtzeitig für den Ausbau der Wind-, Wasser-, Erd- oder Sonnenenergiequellen verwandt hätte. Aber da hat man eben jahrzehntelang gepennt. Wenn Du Dir dann noch überlegst, dass wahrscheinlich ein winziger Prozentsatz dessen, was in diesem Jahrhundert für Rüstungsausgaben verschleudert wurde, genügt hätte, um die Versorgung mit erneuerbaren Energien sicherzustellen, dann fragt man sich schon, wo denn die großen Verbrecher eigentlich sitzen.

Das alles haben mir Thomas und Heike ziemlich eindrucksvoll geschildert, und Du kannst

jetzt vielleicht besser verstehen, wie sich das mit meiner scheinbar so merkwürdigen Wandlung ergeben hat. Eigentlich wollte ich Dir noch viel, viel mehr schreiben, aber es ist inzwischen schon halb Zwei und das letzte Thema ist ja auch nicht gerade dazu angetan, einen in reines Entzücken zu versetzen.

*Cynthia*

P.S.: Ich hab mich tatsächlich dazu durchgerungen, die ganze Litanei noch einmal von vorn bis hinten durchzulesen. Mit dem AKW-Geplapper ist aus dem Ganzen ein ziemlich komischer Brief geworden. So heiter bis wolkig eben. Verzeih bitte. Inzwischen ist es fünf vor Zwei.

An diesem Morgen stand er wie üblich mit einem ungenauen Gefühl in der Magengegend auf. Er kochte Wasser für den Tee und pinkelte sein Gesetzchen auf die Sanitärkeramik. Im Halbschlaf hatte er zum wiederholten Male festgestellt, wie wenig ihm an seinem Leben lag. Beim Aufstehen fragte er sich, wem sein Leben eigentlich gehörte, ob es überhaupt jemandem gehörte, oder ob die Frage nur falsch gestellt war.

Er ließ sich auf den Stuhl am Schreibtisch niederfallen, durchblätterte abwesend ein aufgeschlagenes Buch und starrte augenzwinkernd in den aufflammenden Sommermorgen, vor dessen greller Lichtwand er sich die verklebten Augen rieb? Wem gehört mein Leben? Wem gehört Dein Leben: Passant, Fußgänger, Lkw-Fahrer, Würstchenverkäufer? Er sann eine Weile erfolglos über der Frage nach und verrollte sich dann in die Küche, um den Morgentee aufzugießen. Dazu warf er den Radioempfänger an und holte sich ein Vollkornbrot aus dem Schrank, auf das er eine schlapprige Schicht Marmelade auftrug. Eigenartig wie unbeteiligt er neben sich stand und über sein Leben nachsann, das ihm wirklich nicht zu gehören schien. Er brach ein großes Stück Vollkornbrot ab und schob es sich zwischen die Zähne. Wahrscheinlich hatte er sein echtes Leben heute im Bett zurückgelassen. Dort dämmerte es noch vor sich hin, während er aufgestanden war und das Frühstück zubereitet hatte. Jossif Schamann gefiel die Sache nicht.

Das Wort Gott wird ersatzlos gestrichen,  
damit ich wieder bedenkenloser darüber  
sprechen und nachdenken kann. Als ich  
neulich spazieren ging, musste ich sehr viel  
darüber nachdenken. Die ersatzlose Streichung  
war ein großer Erfolg. Eigentlich wurde mir das  
erste Mal richtig klar, wie das ist: zu glauben.  
Und ich bemerkte, dass ich weder glaubte noch  
nicht glaubte. Seither sind meinem Leben beide  
Möglichkeiten vertraut. Sie bilden keine Gegensätze  
mehr. Längst auch will ich nicht mehr darüber sprechen.

Jossif Schamann beschloss, sein Leben als das zu nehmen, was es war: ein erstaunliches Versehen, eine großangelegte Ausnahme, ein ironischer Zufall, eine verloren gegangene,

wichtige Äußerung<sup>1</sup>, eine gleichgültige Ungenauigkeit, eine betroffen machende Farce.

<sup>1</sup> Robert Musil , Mann ohne Eigenschaften

Er glaubte, seinem Leben stünde die große Wende noch bevor, und er beschloss es so zu leben, wie der Leser eines Groschenromans Seite für Seite ungeduldig dem Aha-Erlebnis nachspürt. Er hatte genug von den Würmern und Motten der Grübelei. Er wollte verrücktermaßen instinktiv, unbestätigt, unangezweifelt, nicht-hinterfragt, selbstverständlich leben. Basta! Einfach leben!

Eigentlich wäre er jetzt gern aufgestanden und weggegangen, aber eine merkwürdige Scheu hinderte ihn daran, seine trägen Füße vor die Tür zu setzen. So stand er nur auf und öffnete die Jalousien, gleichsam um die Natur einzuladen, ihn im Handumdrehen für das Leben zu begeistern.

Was aber tatsächlich folgte, war Ernüchterung. Aus dem Briefkasten fischte er einen Brief des Kreiswehrrersatzamtes. Die Aufforderung zur Musterung. Was für ein Hammer! Davon musste er sich erst mal erholen. Er trat den Mülleimer um, wischte sämtliche Teller und Tassen vom Tisch, schlug mit der flachen Hand gegen seinen Kleiderschrank, so dass die wackelige Tür aus der Verankerung flog und zog sich schließlich auf die Toilette zurück – wie für immer und ewig (s. Kapitel XVII).



Das Gebäude stand inmitten einer Schlucht von Häusern, die sich allerdings wie in achtungsvoller Distanz von ihm wegduckten. Doch es schien nichts zu geben, was dieses Zurückweichen gerechtfertigt hätte. Da waren Gitterzaun, Grasnarbe, schlichte Straßenlaternen, ein Plattenweg und Asphalt. Zwei windschiefe Bäumchen legten sich hilflos in den Wind, umzingelt von Ge- und Verbotsschildern. Das war alles.

Und das Gebäude selbst? Es setzte die Stumpfheit der Umgebung nahtlos fort. Es war sauber und groß, schmutzabweisend und hässlich, abwaschbar gefliest und bis unter die Gürtellinie verglast. Kalt weiß-grau gefärbt, betonte es Unauffälligkeit, gewollte Unauffälligkeit. Über der Pforte prangte der Bundesadler, was auf keinen Fall Bürgernähe verheißt, vielleicht aber Sinn für Anstand und Ordnung. Und ganz nebenbei befand sich unter dem Wegweiser-Wirrwarr die Behördenbezeichnung: Kreiswehrrersatzamt.

Wie zu erwarten waren die Gänge des Hauses lang und echoten das Absatzgeklappere der Besucher gespenstisch wider. Über hellere Treppenhäuser fielen die Gänge am Ende ins Foyer ab, von wo aus der Besucher den vieladrig erschlossenen Komplex auch flinker in Aufzügen durchgeistern konnte. Wo ferner alle Informationen im Schalt- und Computerzentrum zusammenliefen, die nur das unerwünschte Ohr des Uneingeweihten verfehlen sollten.

Man konnte sich in diesem Haus gleichwohl relativ ungezwungen bewegen, vorausgesetzt man litt nicht an der übertriebenen Scheu und überflüssigen Verzagtheit im Umgang mit Behörden, die so manchem Bundesbürger zu eigen ist. Die Wände zierten liebeizende Porträts zweier führender Staatsmänner, und auch sonst war alles in einem Maße unaufdringlich und sachlich gehalten, wie es sich eben für die neutrale Atmosphäre einer Bundesanstalt gehört. Selbst an Sitzgelegenheiten für die Wartenden war gedacht worden, und mehr an Höflichkeit und Entgegenkommen sollte man wirklich nicht erwarten.

Ab und an wurden Türen einen Spaltbreit geöffnet, und es schlüpfen mit Akten beladene, ganz in Gedanken vertiefte Menschen heraus, bis sich die Türen wieder hinter ihnen schlossen und das hohle Klopfen ihrer Schritte verhallte. Über den Fußboden lief eine vertrocknete Blutspur.

Ihr entlang wanderten seine Augen rätselnd hin und her. Für heute wollte Jossif seine Taktik ändern. Er hatte sich das fest vorgenommen. An der ersten Instanz war er gescheitert, naturnotwendig gescheitert. Er verfolgte zwar auch damals eine Taktik, aber es war die

falsche, das wusste er nicht erst seit heute. Gleich nachdem er hereingebeten und vom Vorsitzenden nach seinen Gewissensgründen befragt worden war, hatte er kräftig vom Leder gezogen. Ob er, der Vorsitzende, denn wenigstens glaube, dass das Gewissen so einfach zu prüfen und zu zerlegen sei, wie das Sauengekröse am Fleischertisch.

Dem hageren, in seinen Unterlagen blätternden Mann stand damals ein barsch verdutztes "Wie bitte?" im Gesicht, aber er ignorierte die Eingabe und wiederholte seine Frage mit deutlichem Nachdruck auf jeder Silbe, so als müsse er jemandem etwas erklären, was aufs erste Mal nicht verstanden wurde. Jossif insistierte widerborstig, das hohe Gericht habe durchaus richtig gehört und solle gar nicht versuchen, der unbequemen Frage auszuweichen. "Weisen Sie mir erst einmal nach, dass Sie dazu fähig sind, Gewissen zu prüfen, bevor Sie drangehen, es scheinbar tiefsinnig zu durchleuchten. Solange Sie mir nicht stichhaltig nachgewiesen haben, dass Sie dazu in der Lage sind, mein oder irgendein Gewissen zu prüfen, kann ich Sie nicht als zuständig anerkennen. Ich warte auf Stellungnahme!"

Beim letzten Satz den Jossif bestimmt, einer aufflackernden Unsicherheit wegen aber zu laut und übereilt ausgesprochen hatte, umkrallten seine Finger einen Bleistift und sein Herz pochte überrumpelt auf Schädelniveau. Für einen Moment blieb es still. Fast gleichzeitig schluckte und räusperte sich der nun offensichtlich ergrimmete Herr. Die drei Beisitzer starrten betreten auf ihr Pult.

Für einen Moment glaubte Jossif, er könne diese Mannschaft aus dem Sessel heben. Dann aber griff der Vorsitzende ruckartig nach den Unterlagen, als sei er sich seiner Stellung und Aufgabe plötzlich bewusst geworden, zog einen Bogen heraus und machte sich Notizen. Das sah nun so aus, als werde kurzer Prozess gemacht. Mit dergleichen Eckigkeit seiner Bewegungen riss er den gesenkten Kopf wieder nach oben und richtete seinen Blick auf Jossif. Aber in diesem Gesicht lag nicht Empörung. Vielmehr sprachen aus dem zu einem Spötteln verzogenen Mund herablassende Milde und ein Schuss Geringschätzung.

Mit sonorem Ton stimmte er halb mitleidvoll an: "Mein lieber Herr Schamann, jetzt hören Sie mir einmal gut zu. Ich glaube nicht, dass wir hier zusammengekommen sind, um uns Ihre tölpelhaften Belehrungen anzuhören." Hier hielt er kurz ein und schaute in Richtung der Fenster. Schärfer fuhr er fort: "Und ich kann mir nicht vorstellen, Herr Schafmann, pardon Schamann, dass Sie im Ernst glauben, mit Ihren unqualifizierten Äußerungen irgendetwas bewirken zu können. Oder fragen Sie beim Brötcheneinkauf auch zuerst, ob

der Bäcker sein Handwerk gelernt hat?

Ein Beisitzer setzte zu einem unterdrückten Auflachen des Triumphes an, doch der strafende Blick des Vorsitzenden brachte ihn zur Besinnung, und unbeirrt fuhr der Mildtätige fort: „Es bleibt Ihnen unbenommen, das Feld ohne Verhandlung zu räumen, Herr Schamann, aber ich mache Sie schon jetzt darauf aufmerksam, dass das möglicherweise ein disziplinarisches Nachspiel hat. Wir lassen uns doch hier nicht für dumm verkaufen. Also, Sie sagen uns jetzt in aller Kürze, welche Gründe Sie zur Wehrdienstverweigerung bewogen haben, und alles andere wollen wir vergessen.“ Erst jetzt wandte sich der Vorsitzende nacheinander den Beisitzern zu, wie als wolle er bedeuten, seiner großherzigen Souveränität dürfe nun innerlich Beifall geklatscht werden. Jossif spürte hier einem durchaus versierten Vertreter seines Faches gegenüber zu stehen, aber vielleicht gerade deshalb zeigte er sich weiter uneinsichtig: „Eins nach dem anderen, Herr Vorsitzender. Sie sagen mir etwas über ihre Einstellung zum Gewissen, und ich entscheide dann, ob Sie einer Verhandlung würdig sind.“

„Jetzt aber genug“, der Vorsitzende sprang auf und stand vornübergebeugt am Pult. Den Ausrufen der Entrüstung versuchte Jossif diverse Rechtfertigungen entgegenzuhalten, doch vergebens und zu spät. Der Vorsitzende hatte bereits wieder Platz genommen und den Aktendeckel geschlossen. Wieder trat eine Pause des Schweigens ein, und wieder wechselten die Herren wenige kurze Blicke. Doch diesmal galt die stille Absprache einem anderen Zweck. Die Gilde erhob sich, und mit dem Grabeston der Verachtung erklärte der Vorsitzende die Verhandlung für geschlossen.

Jossif schoss das Blut in den Kopf, aber als die feinen Herren ihm die kalte Schulter zeigten, löste sich der Knoten der Anspannung, und ihren Abgang begleitete sein hämisches Lachen. Der Vorsitzende ließ sich zu einem abfällig entwürdigenden Blick über die Schulter herab und verschwand im Beratungszimmer. Die wohl kürzeste Verhandlung der „Vereinsgeschichte“ hatte ihr schnelles Ende gefunden.

Ganz so einfach wollte es Jossif dem Ausschuss und sich selbst heute nicht machen. Das heißt, der Verhandlungsverlauf sollte in etwa genauso einfach über die Bühne gehen wie damals, die Herren Prüfer sollten genauso schnell von der Glaubwürdigkeit seiner Verweigerung überzeugt sein, wie sie es von dem Unwillen waren, sich überhaupt einer Verhandlung unterziehen zu wollen.

Ob das funktionierte, hing entscheidend von der Person des Vorsitzenden ab; war

das ein neuer Mann so hatte er berechnete Hoffnung, mit einer neuen Masche durchzukommen. Und weil er für diesmal nicht gewillt war, ein auch noch so kleines Risiko einzugehen, scheute er sich nicht, die Trickkiste der Verstellungskünste zu bemühen: Er wollte lügen, was das Zeug hielt.

Anfangs schreckte er davor, aber er hatte sich von unterrichteter Stelle beraten lassen und hatte dort erfahren, dass man dem krummen Laden nur auf die krumme Tour kommen könne. Und wenn es überhaupt so etwas wie ein Erfolgsrezept für die Anerkennung gebe, dann sei es der, dem Ausschuss gegenüber den ob aller Gewalttaten betroffenen Christenmenschen herauszukehren – auf Teufel komm raus. Das ziehe, ziehe mehr jedenfalls, als jede noch so abgesicherte profane Begründung philosophischer, anthropologischer oder allgemein weltanschaulicher Natur.

Jossif leuchteten die Vorteile dieser Strategie ein, so sehr ihn Vorbehalte quälten, und er es im Innersten verabscheute, in der Verhandlung irgendein hochheiliges Hokus-Pokus zu inszenieren, nur um die wahren Beweggründe so gut wie möglich zu verschleiern. Aber schließlich hatte man es ja nicht mit einem ernsthaften Gremium zu tun, das auf Wahrheitsfindung aus war, sondern mit einem mechanisch-statistisch arbeitenden Einzugsventil des Militärs, dessen Sog sich nur so viele entziehen können, wie es die personelle Situation der Wehrmacht zuließ. Und weil man sich hierzulande nicht gerade um den Dienst mit der Waffe riss, waren es immer nur ein paar Begnadete, denen man das Recht auf "freie" Gewissensentscheidung zubilligen wollte; genau diese spärlich gesäten Stellen aber galt es zu sichern, wollte man nach dem Vabanque-Spiel nicht blöde in die Röhre glotzen müssen. Das Risiko der zweiten Verhandlung musste also so gering wie möglich gehalten werden, und wenn man die Sache so kühl berechnend taxierte, konnten einem schon Zweifel kommen, ob man selbst die erste Verhandlung so leichtfertig hatte verspielen dürfen, dachte Jossif. Also handelte man eben den vielzitierten Sachzwängen nach und schob sein Gewissen brav beiseite, am System selbst mit schuldig zu werden auf dem Weg des geringsten Widerstands.

Frei von Anfechtungen war nicht dies noch das: Verweigerte man sich der Lächerlichkeit der Verhandlung, so durfte man hochherzig für sich in Anspruch nehmen, der Fadenscheinigkeit des Verfahrens standhaft getrotzt zu haben, aber man lief Gefahr, schneller unter Waffen zu stehen, als einem lieb sein konnte. Oder eben man weigerte sich, unschuldiges Opfer zu werden der skurrilen Inquisition, stülpte die Tarnkappe über und

versteifte sich darauf, das missliche Verfahren habe nichts anderes verdient als betrogen zu werden, nur durfte man sich dann nicht wundern, wenn nichts geschah wie überall, wo man sich auch noch so findig beugt, und man dem System damit im Grundsatz die Bestätigung liefert, stolz seine Bilanzen vorzuzeigen: Mein Gott, geht es bei uns freiheitlich zu, schon wieder so und so viele Verweigerer anerkannt, was wollt ihr denn mehr? Und die Frage des "Wie?" ist bravourös umschifft.

So saß er denn rutschend auf seiner Bank im kühlen Verwaltungsabteil, hatte wider Willen noch einmal aufgewärmt, was mit der Verstellungsstrategie schon abgehandelt schien und war sich unschlüssiger denn je, wie zweite Hürde nun eigentlich zu nehmen sei. Am besten wäre es, dachte er, wenn die Verhandlung noch einmal vertagt würde, aber auch das führte wahrscheinlich zu nichts, weil man seine Entschlüsse dann noch zehnmal über den Haufen werfen würde und am Ende so schlau vor der Tür stünde wie jetzt.

Wie so oft, wenn er der einen nicht den Vorzug vor der anderen Entscheidung geben wollte, weil er sich weder für das eine noch das andere so richtig erwärmen konnte, überließ er die Entwicklung des Einzelfalls einer aufkommenden Stimmung oder Laune. Als sein Name aufgerufen wurde, war er dem Anlass seiner Vorladung etwas entrückt und brauchte eine gewisse Zeit, bis er sich wieder zurecht fand in der seichtklaren Welt der Gewissensprüfung. Schnell war das Protokollarische geklärt, und das Fangfragenkarussell rollte an, noch bevor er seine Gedanken hätte ordnen können. Sein Blick machte sich verschwommen im Gesicht des Vorsitzenden fest, die Fragen klangen ihm ans Ohr, als würden sie aus der Ferne gerufen und kämen kaum hörbar bei ihm an. Seine Antworten leierte er monoton vor sich hin, und sie klangen wie auswendig gelernt. Überhaupt war alles wie in einem schlechten Film, und er war die unfreiwillig, ins dämmerige Scheinwerferlicht gestoßene Hauptperson.

Nach und nach bemerkte er, dass er sich schon längst auf die verlogene Bekennerrolle eingelassen hatte, und er fand, dass ihm die Entscheidung leichter gemacht wurde, als er es sich vorher ausgemalt hatte, denn seine Vorgeschichte schien in der allgemeinen bürokratischen Verwirrung vergessen worden zu sein.

Der Vorsitzende, ein gutmütig dickleibig-schnauzbärtiger Mann, stieg voll und ganz auf die Schauer märchen vom leidgeprüften Messdiener ein und ließ Jossif mehr und mehr Gelegenheit, sich in freier Rede darzustellen. Mitunter atmete der Vorsitzende tief Luft holend ein, als müsse er eine Prise einziehen und nickte halb teilnahmsvoll, halb abwesend,

wobei sich sein Doppelkinn zu einer Halskrause um den Hemdkragen aufwarf. Die wulstigen Finger seiner rechten Hand spielten mit seinem Ehering, und über die schweinehautfarbene Glatze perlte der Schweiß in den Nacken. Jede weitere Minute der Verhandlung wurde dem Vorsitzenden offenbar zur Qual, und man konnte sich vorstellen, dass er am liebsten sämtliche Knöpfe, Verschlüsse und Gürtel seiner Montur gesprengt hätte, um dem eingezwängten Leib das Dasein zu erleichtern. Den vitalsten Eindruck noch machte der links von ihm platzierte Beisitzer, dessen einfühlsames, geradezu bewegtes Mienenspiel die entsetzliche Leidensgeschichte der tiefgläubigen Familie Schamann widerzuspiegeln vorgab, während der gegenüber sitzende Herr ständig gegen ein aufkommendes Gähnen anzukämpfen hatte, und der letzte Beisitzer schließlich, mit halb geöffneten Mund dasitzend, nicht recht zu wissen schien, um was es eigentlich ging und was speziell er hier solle.

Offenbar hat das Häuflein sein Soll für heute erfüllt und ist der herzerweichenden Legenden überdrüssig, dachte Jossif, während er das Gesagte selbst kaum mehr verfolgend die Ahnenreihe mütterlicherseits auf die Wurzeln der in ihm Früchte tragenden Gewaltlosigkeit hin verbal absannte. Bislang klappte das unausgesetzte, Pausen meidende Sich-Verbreiten ganz passabel, doch allmählich drohte ihm der Stoff knapp zu werden, und er hätte sich eine Frage des Vorsitzenden herbeigewünscht über seinen Überlegungen, wie das Erwähnte eventuell vorteilbringend auszubauen sei.

Am meisten machte ihm die strenge Zurückhaltung der Ausschussmitglieder zu schaffen, denn er befürchtete mit zunehmender Länge seiner Rede, der Vorsitzende könne mit einem Mal dazwischenfahren und erklären, man habe sich ein zufriedenstellendes Bild über seine unzureichenden Beweggründe gemacht und könne die Verhandlung schließen. Und als Jossif nolens-volens weiter laberte, meldete sich der wohlgenährte Herr auch schon zu Wort: „Schön, schön, Herr Schamann, schön, schön, was Sie uns hier alles zu berichten haben. Aber äh, verstehen Sie mich recht, das eine oder andere hätte man vielleicht, vielleicht etwas durch Unterlagen in seiner Beweiskraft stützen sollen, wenn Sie verstehen, was ich meine. Ich habe hier kein einziges Schriftstück von Ihnen, das mir die Dinge belegt und . . . äh, so einfach ins Blaue hinein, können wir natürlich hier nicht entscheiden. Das leuchtet Ihnen doch ein?“

„Sehr wohl, Herr Vorsitzender“, flötete Jossif, den Faden seiner vorherigen

Weitschweifigkeit wieder aufnehmend, „Sie haben vollkommen recht, und es wäre auch ein

Leichtes gewesen für mich, diese von Ihnen gewünschten Unterlagen hier vorzulegen, nur“, Jossif stoppte hier für einen Moment, fuhr dann aber in geschwollenen Worten fort: „Ich hielt es einfach für angebrachter, Ihnen meine Beweggründe in lebendiger Sprache nahezubringen und war der Meinung, die Person selbst müsse überzeugen, wenn anders sie ein Recht darauf haben sollte, vom Staate der Verteidigungspflichten entbunden zu werden.“ Er hätte gern noch etwas angefügt, der Vorsitzende aber unterbrach ihn: „Gewiss, Herr Schamann, und Sie brauchen nicht zu befürchten, das würde von uns nicht in gebührender Weise berücksichtigt. Aber . . . wir täten uns freilich leichter, Ihre Sache positiv zu verbescheiden, wenn wir auch nur ein Fetzen Papier in Händen hielten.“ Jossif nickte mit gespielter Demut und entgegnete prompt: „Selbstverständlich, Herr Vorsitzender, ich verstehe Ihre Bedenken voll und ganz, erkennen Sie aber bitte, was alle Schriften der Welt vermöchten gegen Jesu heiliges Wort: *Wer aber in jedem seiner Worte auf den verweist, der ihn gesandt hat, und dessen Ehre sucht, der ist lauter in seinen Reden und hat kein trügerisches Spiel nötig.*“ (Joh 7, 1-36)

Der Vorsitzende starrte Jossif entgeistert an und sagte dann: „Schon gut, schon gut, Herr Schamann, wir werden Ihre Angaben prüfen. Der Ausschuss zieht sich zur Beratung zurück.“ Und noch ehe Jossif begriff, dass er das Ringen damit für sich entschieden hatte, stand er allein auf dem Gang.

Unentwegter Stockfisch,

Du, ich muss Dich jetzt aber wirklich mal richtig zusammenstauchen. Was fällt Dir eigentlich ein: Ich Schreib mir die Finger wund, verfasse Brief um Brief und Du hältst es nicht mal für nötig, auch nur einen Ton von Dir zu geben: kein Brief, kein Anruf, kein Garnichts. Was ist eigentlich los?

Wenn Du Dein bisschen Hirn, das Dir vielleicht noch geblieben ist, zusammennimmst, kannst Du Dir wahrscheinlich denken, dass ich mir ziemlich blöd vorkomm'. Ich muss allmählich wirklich davon ausgehen, dass Du nichts mehr mit mir zu tun haben willst. Wenn dem so ist, okay! Ich wäre die Letzte, die sich dagegen sträubt, gerade jetzt, wo ich mich hier so sauwohl fühle wie selten zuvor.

Also pass auf: Ich erneuere mein Angebot, die Beziehung in irgendeiner möglicherweise auch Dir genehmen Weise als Freundschaft oder sonst was fortzusetzen zum letzten, aber wirklich allerletzten Mal und erwarte von Dir eine Antwort, egal welcher Art. Alles klar?! Bleibt die Antwort aus, dann waren das hier meine letzten Zeilen an Dich, und darauf kannst Du Gift nehmen: Du hörst nie wieder von mir. So, jetzt ist mir wieder wohler, obwohl ich eigentlich gar keine Lust habe, Dir immer noch so viel Beachtung zu schenken, das musste mal raus.

Ganz nebenbei: Ich hab mich letzthin einmal mit Magda über das Briefeschreiben an Dich und über Deine merkwürdige Erscheinung im Ganzen unterhalten. Sie meinte, ich solle besser die Finger von Dir lassen, das hätten diese eitlen, arroganten Kopfmenschen überhaupt nicht verdient, dass sie in ihren krankhaften Verrenkungen von irgendwoher immer wieder Bestätigung, wenn auch negative erfuhren. Und sie meinte, dass solche verkopften Naturen, wie Du eine bist, so ziemlich die verbohrtesten und engstirnigsten Typen seien, die man sich überhaupt vorstellen kann.

ABER, aber . . . der Anlass meines Schreibens ist ein ganz anderer. Als wir neulich dabei waren, unsere kärglichen Ernteerträge auf den Wagen zu hieven, kreuzte plötzlich Alkmar mit einem dicken Schlitten bei uns auf. Schon vom Äußeren her sah er ziemlich verändert aus – modische Kleidung, chice Frisur – aber ich dachte mir nichts dabei und freute mich, ihn wieder einmal zu sehen. Wir tranken zusammen Tee und plauderten ziemlich belangloses Zeug. Du weißt ja, wie schwer es ist, mit ihm in ein vernünftiges Gespräch zu kommen, das nicht gleich hochwissenschaftlichen Anstrich hat. Er erzählte mir unter



anderem von seinem Urlaub in Südfrankreich, aber auch das nur unwillig und zäh, so dass ich ihm jeden Satz aus der Nase ziehen musste. Er meinte nur, es sei nicht das Gelbe vom Ei gewesen, weil er sich mit den Leuten nicht besonders verstanden habe. Am ausführlichsten verbreitete er sich noch über die Gastgeber selber. Mit ihrer Einstellung zu Arbeit und Leistung würden es die Franzosen nie zu etwas bringen, sagte er ziemlich gereizt. Ich war ganz platt, aber naja Alkmar war ja schon immer etwas speziell, und so schluckte ich auch dieses rassistische Gequatsche mehr oder minder unwidersprochen.

Als uns der Gesprächsstoff so langsam ausging, druckste er etwas unbeholfen rum und wollte wieder gehen. Ich forderte ihn aber auf aus einer spontanen Eingebung heraus, die ich mir selbst nicht recht erklären kann, noch etwas zu bleiben. Unser Gespräch schleppte sich mühsam dahin, bis auch mir ziemlich unwohl wurde dabei. Anscheinend ist das so, wenn man jemanden nur so halb gut kennt. Die Begegnung mit Alkmar war wieder mal so ein Fall von kopfnickenden Artigkeiten (zumindest meinerseits), obwohl man sich vom Gefühl her am liebsten gegenseitig das Gesicht zerkratzt hätte.

Das Komischste aber kommt noch! Plötzlich sprang der Kerl nämlich auf, rannte hinaus und meinte, er habe das Wichtigste vergessen. Als er zurückkam, knallte er mir einen Stapel Bücher und Schallplatten vor die Nase. Die Sachen gehören DIR, und jetzt war meine Verwunderung natürlich komplett. Ich fragte ihn, warum er Dir die Bücher nicht persönlich zurückgegeben hat, wo er doch weiß, dass wir uns längst getrennt haben. Da kam von ihm nur wieder das bekannte, etwas unbeholfene Achselzucken; er murmelte etwas von, es sei besser so. Da riss mir der Geduldsfaden. Ich fuhr ihn an, dass das keine Art sei, hier einfach hereinzuschneien, kein Wort zu reden und mir einen halben Bücherladen zu hinterlassen ohne große Erklärung. Dann gab ich ihm sehr deutlich zu verstehen, dass ich für ihn keine Handlangerdienste übernehmen werde, für die er zu feige, zu fein oder sonst was sei. Damit hatte ich bei ihm offenbar den richtigen Nerv getroffen. Er war irgendwie in seiner Ehre angekratzt und begann mit einem Mal ein halb reumütiges Geständnis abzulegen. Zuerst ließ er mich etwas vorwurfsvoll wissen, dass er Dich seit der Zeit nach dem Abitur nicht mehr zu Gesicht bekommen habe, so als sei ich daran schuld. Aber das alles schien ihn nicht wirklich anzukratzen.

"Wärst Du halt mal zu ihm gegangen", sagte ich. Da setzte er nur seine unnahbare Miene auf und zuckte wieder gelangweilt mit den Achseln. "Mein Gott, ihr stellt euch aber, auch an wie zwei Ochsen, was ist denn schon dabei, wenn sich zwei alte Freunde wieder mal

besuchen."

Alkmar meinte sinngemäß: „Ja, ja, das sagst Du so leicht dahin, weil Du die Hintergründe nicht kennst."

Welche Hintergründe um Himmelswillen? Du hast mir doch weiß Gott genug über euch erzählt. Ich hatte allmählich den Eindruck, der Gute will mich total verarschen. Vom Autospielen, übers Briefmarken sammeln, Schmetterlinge fangen, Leute verhöhnenpiepeln und Elternkräche einstecken habt ihr doch so ziemlich alles geteilt, zeitweise sogar das Bett, wenn mich nicht alles täuscht. Und da kommt der mit so einem Mumpitz daher.

Als ich mir das später aber noch mal durch den Kopf gehen ließ, fiel mir auf, dass auch Du am Schluss kaum mehr von Alkmar gesprochen hast. Da ging mir dann sowas wie ein Licht auf. Ist wohl eine kleine Freundschaftstragödie bei euch im Gange – mit Herz&Schmerz, Weh&Ach, dachte ich. Und was mir Alkmar so über euch erzählt hat, tzzzzz, da können einem schon die Tränen kommen.

Aber ich will ja gar nicht klatschgeil in euren Intimbereich vorstoßen, sondern will bloß wissen, ob das stimmt, zum Beispiel, dass ihr euch in den zehn oder fünfzehn Jahren nie besonders nahe gekommen seid, dass ihr die Leistungen des anderen stets neidvoll bespitzelt, um die Gunst der Freunde immer eifersüchtelt habt. Alkmar jedenfalls hat das behauptet, und er ließ in meinen Augen keinen Zweifel an der Richtigkeit dessen, was er sagte. Allerdings nahm er mich gleich in die Schweigepflicht, der Geständige, denn er habe darüber noch mit niemandem gesprochen, auch mit Dir nicht, versicherte er. Merkwürdig nicht! Ganze drei Mal sollst Du ihm die Freundin vor der Nase weggeschnappt oder ausgespannt haben. Das hat ihn offenbar schwer gewurmt, und er hatte lange daran zu kauen. Ich wusste gar nicht, dass du je solche Chancen hattest beim holden Geschlecht. Viel übrig geblieben davon ist ja nicht gerade!!

Wie Du siehst, bin ich soeben munter dabei, oben erwähnte Schweigepflicht zu brechen, aber was soll's. Ich fragte ihn auch, ob er wisse, welche Gründe es dafür gebe, dass euer "Missverhältnis" so lange guttat, und auch das wollte ich neugierige Tante noch wissen: Warum das Verhältnis nun offensichtlich in die Brüche gegangen ist.

Eine klare Antwort darauf erhielt ich leider nicht. Alkmar wiederholte nur: Es sei besser so. Wenn ich das so schreibe, fällt mir ein, dass er sich während des Gesprächs für meine Begriffe sehr gewählt auszudrücken bemühte. Er tat immer sehr bedächtig, bedächtiger noch als sonst, überlegte lange und trat mir dann mit glasklaren grammatikalischen

Konstruktionen entgegen, die in ihrer vermeintlichen Perfektion jeden Widerspruch zu tilgen schienen. Ich will ja gar nicht abstreiten, dass er ein Mensch ist, der sich genau, genauer als viele andere, überlegt, was er sagt und tut, aber was er mir an diesem Tage geboten hat, war doch bei weitem zu viel.

Einer inneren Stimme folgend – ich zitiere wortgetreu – wolle er alle juvenilen Halbheiten hinter sich lassen und endlich einer sinnvollen und ertragreichen Tätigkeit nachgehen. Ich fragte mich wirklich, wo ich bin: im BWL-Seminar oder im Priesterkolleg, auf der Abiturfeier oder beim Einstellungsgespräch?? Beim Allmächtigen, so ein leibhaftiger Quatsch. Ob er etwas Bestimmtes im Blick hat, fragte ich, aber er war nun richtig in Fahrt und monologisierte weiter: „Man muss wissen, was man will, und es ist nicht leicht, das zu wissen. Aber, wenn man es einmal weiß, dann tut sich einem die Klarheit auf. Es gibt nur den richtigen oder den falschen Weg.“

Ich hoffe, das alles einigermaßen authentisch wiedergeben zu können, damit Du Dir Dein eigenes Bild machen kannst, oder steht das schon? Mit der Zeit hat mich dieser Mensch wirklich aufgepeitscht. Wenn einer schon Schriftsprache quatscht, stellen sich bei mir alle Nackenhaare auf. Wenigstens waren die von ihm benannten Pläne dann etwas konkreter. Er will erst schnell durchstudieren und dann über Beziehungen (Studentenverbindung oder so) in eine gutdotierte Stelle einsteigen. Was er genau vorhat, hat er nicht gesagt. Ich glaube, dem schwebt so eine Money-Money-Money-Karriere vor.

Ehrlich gesagt, ich glaube, den Alkmar können wir weitgehend abschreiben. Und wenn Du ehrlich bist, wirst Du zugeben, dass wir ihn ja eigentlich schon immer etwas belächelt haben wegen seines Genauigkeitsfimmels und seines So-und-nicht-anders-Denkens. Das Ende seines Besuchs jedenfalls fiel fast peinlich aus, und ich weiß gar nicht, ob ich davon erzählen soll. Meine Leute saßen beim Essen und nahmen zunächst keine Notiz von ihm. Ich erzählte nur, dass Alkmar ein alter Freund von Dir und mir sei und löste damit fast betretenes Schweigen aus. Das hat mich im ersten Moment übrigens ganz schön geärgert, aber wir unterhielten uns nachher etwas ausführlicher drüber, und die Sache ließ sich klären. Jedenfalls fing Axel, der einen schlechten Tag hatte, plötzlich damit an, Alkmar schwach anzureden. Der nahm das alles todernst und schoss mit bedingungsloser verbaler Härte zurück, so dass uns fast die Löffel aus der Hand gefallen wären. Als nur noch Alkmar, Axel und ich am Tisch saßen, weil die anderen das Weite gesucht hatten, sagte er, wir sollten uns auf unsere Faulenzerei und unser Parasitentum nur nicht zu viel einbilden, weil

wir nur in einem wirtschaftlich so gut funktionierenden Land wie der Bundesrepublik geduldet werden könnten. Anderswo lägen wir schon längst auf der Straße, seien bekehrt oder des Landes verwiesen. Besonders in den kommunistischen Ländern, fügte er großprotzig hinzu. Da merkte auch Axel, dass er es mit einem Unverbesserlichen zu tun hat und räumte wortlos das Feld. Am liebsten hätte ich Alkmar auf den Mond geschossen!! Aber ich blieb ruhig und sagte nur, er solle jetzt besser gehen. Das tat er dann zum Glück auch. Das Gesicht, mit dem er mir zum Abschied die Hand hinstreckte, werd ich so schnell nicht vergessen. So eine unfreiwillige Mischung aus Verachtung, Gleichgültigkeit und falscher Bereitschaft, sich entschuldigen zu wollen. Der Abgang einer echten Flachzange, das kann ich Dir flüstern!

Im Gespräch mit meinen Leuten bestätigte Magda übrigens, was mir schon länger durch den Kopf ging: Sie sagte, sie glaube nicht, dass sich ein Mensch wie Alkmar wirklich ändern könne. Wahrscheinlich sind wir seiner spitzfindigen Verstellungstaktik nur jahrelang aufgesessen. Schöne Vorstellungen sind das . . .

So, jetzt hoffe ich nur, Dich mit meinem Brief nicht unnötig gelangweilt zu haben und wünsche mir DRINGEND ein paar Zeilen von Dir!!

*Cynthia*

P.S.: Der nächste Brief wird hoffentlich kürzer, und wenn das der letzte war, hatte er wenigstens die Länge eines Abschiedsbriefs.

*Er war ein Mann großen Formats.*

*Seine Tätigkeit breitete sich über Kontinente der Erde wie des Wissens aus; so viel Aufmerksamkeit und Bewunderung, wie er sie fand, hätte einen anderen Mann vielleicht misstrauisch und unsicher gemacht; er hätte sich einbilden können, sie seinem Gelde zu verdanken. Aber er hielt Misstrauen für ein Zeichen von unadeliger Gesinnung, das sich ein Mann auf seiner Höhe nur auf Grund eindeutiger kaufmännischer Auskünfte gestatten dürfe, und außerdem war er überzeugt, dass Reichtum eine Charaktereigenschaft sei. Er konnte auch von sich sagen, dass er wie ein Sozialist denke, und viele reiche Leute denken wie Sozialisten. Sie haben nichts dagegen, dass es ein Naturgesetz der Gesellschaft sei, dem sie ihr Kapital verdanken, und sind fest überzeugt, dass es der Mensch ist, der dem Besitz seine Bedeutung leiht, und nicht der Besitz dem Menschen.*

*(Robert Musil, Mann ohne Eigenschaften,...s. 119/419-421)*

Mit ihnen, den Großen der Vergangenheit, beginnend bei den antiken Hochkulturen bis in die Wirrnisse der Jetztzeit hinein, fühlte sich Alkmar zeitlebens durch höhere Blutsverwandtschaft verbunden. Allein ihrem Erbe sah er sich verpflichtet, allein der Stärkung und Fortsetzung ihrer unangreifbaren Stellung galt sein Tun. Diesen Großen, denen er sich zugehörig wähnte, zählt folgerichtig nichts so wenig wie der ehrbare Mitmensch; ihm nämlich wies das Schicksal die Rolle des Komparsen zu, und unbeachtet nur darf er nebenher bestehen, ehrfurchtsvoll die Wege der Großen begleitend. Nichts verachtet der ins Ewigkeitslicht Getauchte mehr als die Regungen leidenschaftlicher Schwärmer, faunischer Zwerge oder sensibler Naturen, denen der Verlust eines jener unbedeutenden Wesen wie der Untergang der Welt erscheinen mag. Und doch war es nicht das maßlose, glücklich unwissende Gebaren des Despoten, das machtlüstern ausgreifende, genial aufleuchtende Charisma des Eroberers, das ihn krönte und hervorhob aus der Menge, sondern die bedachte Hand des unduldsamen Herrschers, der über die regiert, die sich feiern und preisen lassen. Jenes verborgene Wirken an den Schalthebeln der Macht schuf in ihm, so glaubte er, eine Gestalt formende Kraft heran, die aus jeder seiner seigneurialen Gesten sprach. Auch jetzt stand Alkmar vor dem Spiegel bewunderte sein tadelloses Äußeres und ließ sich dabei nur wenig von der Tatsache beirren, dass man den Vorabend von Stephanies Begräbnisfeier

schrieb. Er hatte die Trauergäste nur kurz begrüßt, sich dann entschuldigt und war auf sein Zimmer gegangen.

Zu zwei Dritteln bestand die Trauergemeinde aus weitläufigen Verwandten seiner Gattin, die schon am Vortag aus allen Himmelsrichtungen des Landes angereist waren, und von denen er nur einen sehr geringen Teil persönlich kannte. Fast alle schon heute erschienenen Gäste kamen aus einfachen, um nicht zu sagen, proletarischen Kreisen, waren Fabrikarbeiter, Handwerker oder Bauern. Und er hatte den beiden Hausmädchen dünkelhaft erklärt, es werde den Herrschaften durch das Gastrecht im Hause schon genug der Ehre zuteil, so dass er nicht auch noch durch seine persönliche Anwesenheit den Eindruck erwecken brauche, es bestünden Verbindungen, möglicherweise sogar vertrauliche Kontakte.

Ganz nebenbei fühlte sich dieses Kleinvolk unter sich noch immer am wohlsten, denn es konnte sich, alle bindenden Gebote der Etikette vergessend, dann einfach so geben, wie es war – ungehobelt und derb.

So dachte Alkmar, als er einen letzten Blick der Genugtuung in den Spiegel warf, sich in einem der Sessel niederließ und die vom Tage liegengebliebene Post studierte. Von unten dröhnten verhalten, aber deutlich hörbar beschwingte Klänge herauf, und er fand damit die Richtigkeit seiner Entscheidung bestätigt, die Gäste sich selbst überlassen zu haben, denn es wäre nicht das erste Mal gewesen, dass man sich aus Trauer auf die zerstreuende Absolution einer langen Walzernacht besann.

Er nahm ein Notizbuch zur Hand, um sich Eintragungen zu machen, als es leise klopfte und eine ihm halbvertraute Stimme um Einlass bat. Verwundert schaute er zur Tür und sagte streng, im Glauben es sei eines der Mädchen: "Herein, was gibt's denn noch?"

In der Tür aber stand keines der Mädchen, sondern seine leibhaftige Schwägerin Alwine. Alkmar erhob sich und ging einige Schritte auf die Tür zu. Sie kam in Schwarz mit tränenunterlaufenen, geröteten Augen. Sein erster Blick schon gab ihm eine Ahnung vom Grund ihres Kommens.

"Beste Alwine, das ist aber eine Überraschung. Ich dachte, Du gingest schon zu Bette", sagte er aus Verblüffung hilflos und gereizt freundlich. Es mussten Jahre her sein, dass er das letzte Mal ein Wort mit ihr gewechselt hatte. Sie stand nicht minder verunsichert da, ein durchnässtes Taschentuch in der Hand, verstohlen auf die Sitzecke schielend.

"Komm, setzen wir uns doch!" Alkmar wies ihr einen Platz an, erkundigte sich flüchtig nach

ihrem Befinden, unterbrach sich aber dabei, weil er die Peinlichkeit seiner Frage bemerkte. Er musste jetzt schnell irgendetwas die Situation Entschärfendes vollbringen, denn sie saß in sich zusammengekauert auf dem Sofa und machte den Anschein, als wolle sie jeden Moment vom Möbel rutschen und zu Boden sinken, oder in einer letzten Zusammenballung der Kräfte auf ihn losstürmen und hemmungslos auf ihn eindringen. Er kannte sie als ausgeglichenes Temperament, wusste aber von ihrer launischen Unberechenbarkeit. Bevor ihm etwas Geeignetes einfallen konnte, setzte sie sich ruckartig auf, rang nach Luft und wischte sich mit einem Tuch über die Wangen. Mit ihren Tränen kämpfend sagte sie: „Ich habe nur eine Bitte! Geh sofort hinunter und stell die Musik ab! Du scheinst vergessen zu haben, was der Grund unseres Zusammenseins ist.“ Alkmar erwiderte kühl: „Keineswegs, Alwine, keineswegs. Natürlich werde ich Deinem Wunsch entsprechen. Wenn Du willst, geh ich sofort hinunter und . . .“

„Nein, nein“, unterbrach ihn Alwine kurz, „hier oben ist es sowieso besser. Nur mein Zimmer liegt gleich neben dem Salon.“ Sie hatte sich die Haare aus der Stirn gestrichen und wirkte jetzt gefasster. Auch er hatte die erste Verwirrung überwunden, schlug seine Beine übereinander und fragte Interesse heuchelnd: „Dein Kommen hat also einen anderen Grund?“ In Wahrheit wollte er sich des nächtlichen Störenfrieds so schnell wie möglich entledigen und hoffte innerlich darauf, er könne sie mit ein paar gefälligen Floskeln abfertigen. Er empfand es als empörend, dass Alwine noch zu so später Stunde bei ihm eingedrungen war und ihn von der Arbeit abhielt.

Sie zögerte einen Augenblick, ergriff dann aber kurzentschlossen einige der vor ihr liegenden Blätter und hielt sie ihm provokativ vor die Augen. „Pflegst Du so von einem treuen Menschen Abschied zu nehmen? Ist das alles, was Dich jetzt bewegt, Deine Verträge und Termine?“ Sie wollte noch weitersprechen, aber die Worte blieben ihr in der Kehle stecken. Ein Gefühl von Angst befiel sie. Das war nicht der Ton, den er gewohnt war, nicht der Ton, in dem man mit ihm zu reden hatte.

Erschrocken über ihre Deutlichkeit sprang Alwine auf und ging zum Fenster. Alkmar kehrte sie den Rücken zu. Sein Gesicht verriet nichts, was man als Zeichen einer Empfindung hätte deuten können. Doch er sagte teilnahmsvoller, als es seine Stimmung vermuten ließ: „Beste Alwine, uns allen haben die letzten Tage viel Nerven gekostet. Bitte beruhige Dich. Du bist etwas übernächtigt wie wir alle. Die Zeit heilt alle Wunden und für Stephanie war es das Beste so.“

Alwine riss sich das Taschentuch entsetzt von den Augen, fuhr herum und schrie ihn an:

„Das sagst Du so einfach, das Beste! Für sie hatte es immer das Beste zu sein, wenn es Dir gefiel, wenn es Dir in den Kram passte, Du bist der . . .“

„Aber Alwine, ich bitte Dich, Du kannst doch nicht ernsthaft erwarten, dass ich jetzt unser Eheleben vor Dir ausbreite.“ Alkmar war aufgestanden und ging ziellos im Zimmer auf und ab. Sie verstand die Aufforderung nicht, weil sie gegen einen neuerlichen Weinkampf anzukämpfen hatte. So setzte er sich wieder hin und durchstöberte aufgebracht seine Hosentaschen. Sein Gesicht verzog keine Miene.

"Und überhaupt? Wie kommst Du darauf, so etwas zu behaupten. Das ist vollkommen aus der Luft gegriffen. Ein Affront ist das, ein Affront, so etwas zu behaupten. Unsere Ehe verlief harmonisch bis auf den letzten Tag." Alkmar stoppte seine Rede abrupt. Wütend über seine überflüssigen Erklärungen und Auskünfte, zupfte er sich am Jacket herum. Was hatte er sich vor dieser Person zu rechtfertigen, dieser kleinen unwissenden Person.

„Ich weiß mehr von Dir, als Du glaubst.“ Alwine ging zum Sofa zurück und ließ sich kraftlos niederfallen. Sie gab sich keine Mühe mehr, ihre Tränen zu verbergen. Angestrengt versuchte sie, seinen Blick zu fassen; aber er wich ihr aus und tat so, als gäbe es sie nicht.

„Was meinst Du, wie oft Stephanie zu uns kam, völlig aufgelöst und außer sich. Aber wie hätten wir ihr helfen sollen? Wir konnten sie nur einigermaßen aufrichten, aber mehr nicht. Und dann ging alles von vorne los.“

„Davon ist mir nichts bekannt“, murkte Alkmar. Für einen Moment trafen sich ihre Blicke, was genügte, um ihr einen Blitz der Verachtung entgegenzuschleudern.

„Ich habe das an Stephanie gehasst und bewundert, wie sie es fertigbrachte, immer wieder auf Dich zuzugehen, Deine Launen zu ertragen, Dich zu verteidigen und dafür nichts als Undank, Vorwürfe und Zurückweisungen zu ernten.“

„Jetzt entschuldige aber Alwine, entschuldige bitte. Mir scheint, Du weißt nicht, was Du sprichst. Es ist wohl besser jetzt, wenn Du gehst.“

„Nein, ich bleibe.“

„Dann!!“

"Ich bleibe, weil ich ein Recht darauf habe, angehört zu werden, so wie Du Dir das Recht herausgenommen hast, mich ständig mit einer seelisch zerstörten Schwester zu belästigen."

"Recht, welches Recht nimmst Du Dir heraus ?", fuhr er sie aufdonnernd an. Für einen



Moment verlor er die Beherrschung. Mit einem Schwung riss er sich hoch und lief auf die Tür zu. „Ich werde Dir sagen, welches Recht Du hast, hier ist die Tür.“

Alwine machte keine Anstalten aufzustehen und zischte ihn über die Zimmerlänge an:

„Rauswerfen willst Du mich, das würde Dir so passen.“

„Alwine, das ist mein Ernst.“

„Dann versuch es doch, versuch's.“

„Zum allerletzten Mal, ich bin es leid . . .“

„Leid?? Was meinst Du?“

Wütend stürzte er an seinen Platz zurück. "Das ist die bodenloseste Unverschämtheit, die mir je untergekommen ist. Alwine! Ich warne Dich, mir ist nicht zum Scherzen!"

Vornübergebeugt stand er am Sessel, die Hand in Richtung Tür zeigend: „Raus !“

Alwine wischte sich mit dem Tuch über ihre Wangen, öffnete langsam die Handtasche und sagte mit zitternder Stimme, aber wie die Überlegene in tobender Schlacht: "Alkmar, das hätte ich niemals von Dir gedacht!" Dann schloss sie ihre Tasche, verharrte einen Moment in Besinnung, dann stolzierte sie grußlos an ihm vorbei zur Tür. Er stand auf dem Gang, als sie auf der Treppe noch einmal Halt machte, sich umdrehte und sagte: "Ach, übrigens Alkmar, da fällt mir ein: Stephanie sagte einmal zu mir, ihr Ende sei auch Deines. - Warum? Darüber kannst Du jetzt die ganze Nacht nachdenken! Gute Nacht, Alkmar, ruhe sanft!" Er eilte ins Zimmer zurück, setzte sich an den Sekretär und zerrte den handschriftlichen Entwurf ihres Testaments hervor.

Zerfahren und ermattet stieg Alwine die Treppe hinab. Wie erwartet, fand sich nichts, was seine Befürchtungen hätte bestätigen können.

Ihr Puls war noch immer erhöht, aber sie war stolz über ihren Mut und enttäuscht über die Art und Weise, wie sie sich hatte überfahren lassen.

Für das Alter war er hundertfach abgesichert, notfalls konnte er auf Stephanies Anteil verzichten.

Sie hätte ihm vorhin mehr von den Gesprächen mit Stephanie erzählen sollen, damit hätte sie ihn vielleicht gepackt.

Die Geschäfte waren bis ins Letzte geregelt. Was also hatte Alwine gemeint?

Das Gespräch lag lange zurück, und sie wollte es damals nicht recht wahrhaben, was Stephanie sagte.

Wahrscheinlich hatte Alwine nur krampfhaft nach einem Weg gesucht, um ihn zu

verunsichern, und es steckte überhaupt nichts dahinter.

Sie sagte, sein Leben sei ein einziger unstillbarer Hunger nach Bestätigung und Anerkennung.

Es war einfach zu lächerlich, auch nur einen weiteren Gedanken an diese Äußerung zu verschwenden.

Ohne sie sei er ein Nichts.

Sein Konzept kannte keine Schwachstellen, etwas Wesentliches hatte er nie übersehen.

Warum sollte ihm also ausgerechnet jetzt ein Fehler unterlaufen sein. Ihr Vermögen war längst überschrieben.

Heute wusste sie, dass Stephanie recht hatte.

Alle Immobilien bis auf das Landhaus gehörten ihm; allein ihr Schweizer Konto stand in der Bilanz noch aus.

Er wird jämmerlich an sich selbst verkümmern, wenn er nichts mehr zu bestimmen hat, hatte sie gesagt.

Und das wollte er über seine Kollegen schon in den Griff bekommen. Auch das Landhaus war nicht übel.

Der einzige, der ihn noch hochhält, das bin ich, sagte sie.

Lösungen werden sich für alles finden.

Nichts und niemand sonst.

Es gab keinen Grund zur Besorgnis.

Im Regen geht ein alter Mann. Er geht in Richtung Müllplatz. Als ich näher komme, erkenne ich: Es ist Herr Kammerländer. Kammerländer nimmt keine Notiz von mir. Gebückt tritt er durch den Regen. Er ist unrasiert, nicht gekämmt, verwahrloster als sonst . . .

„Sie haben keine Schuhe an, das ist ungesund bei dem Wetter,“ sage ich, doch Kammerländer geht immer weiter und beachtet mich nicht. Über den Schlafanzug hat er eine alte Zimmermannshose gezogen. Der Hosenstall steht offen, das Oberteil ist falsch geknöpft. Seine tiefrot geäderten Augen treten hervor und starren auf den zertrümmerten Stuhl in seiner Hand. „Herr Kammerländer, kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

Kammerländer packt den Stuhl mit beiden Händen und schleudert ihn auf die Halde. Dann dreht er sich um und schaut mich groß an. Er ist verkrüppelt, kleiner als ich und muss nach oben schauen. So senkt er seinen Blick zu Boden und sagt: „Den hab ich müssen klein haun. Jetzt ist es hin das Ding, Schamann.“

Während er das sagt, richtet er den Kopf wieder auf und geht zurück. Ich folge ihm.

„Warum haben Sie den Stuhl kaputtgemacht“, frage ich. Erst jetzt sehe ich die Wunde an seiner linken Hand. „In Stücke hab ich ihn geschlagen mit dem Wasserleitungsrohr, heut früh um vier.“

„Was ist passiert, warum? Herr Kammerländer, sie sind gefährlich verletzt.“

Kammerländer beginnt zu laufen, so gut er kann. Meine Fragen hört er nicht. Plötzlich kommt er ins Stolpern, humpelt noch zwei Schritte und fällt. Ich richte ihn auf, will seine linke Hand nehmen. Gereizt reißt er sie weg, schaut mich wieder groß an. Diesmal aber so, als würde er mich erkennen. „Männer, Männer, große böse Männer, die waren bei mir heut Nacht.“

„Männer“, frage ich ungläubig, „ist bei Ihnen eingebrochen worden, Herr Kammerländer? Wir müssen das melden, sofort.“

„Nix Einbruch“, fährt er mich an, „nix Einbruch, Männer, große schwarze, bei mir, da, da, da!“ Dabei trommelt er sich mit beiden Fäusten auf die Brust. Endlich verstehe ich. „Sie haben, schlecht geschlafen, Herr Kammerländer?“

Wieder beginnt er zu laufen. Vor seinem Block macht er Halt, zerrt seinen Schlüssel heraus, öffnet die Tür. Ich sage: „Herr Kammerländer, ich will Ihnen helfen, was ist los?“ Mein Fuß steht zwischen Tür und Rahmen. Im Türspalt wachsen seine Augen noch. Er tritt gegen meinen Fuß und will mich abdrängen.

„Nix Traum, nix Einbruch, Männer, große Männer, ich war hellwach.“ Wie er das sagt, fliegt die Tür auf. Ich will eintreten, fühle seine Schlüssel im Leib, weiche zurück. Die Tür knallt zu. Ich höre Schritte, Kammerländer geht in seine Wohnung, denke ich. Dann höre ich, wie er eine Tür hinter sich zuschließt.

Ich stürze ins Büro. Zum Glück ist niemand da sonst. Eine Zeit lang schleiche ich ums Telefon herum, überlege, stecke mir eine an. Mein Kopf ist ganz verstrudelt. Dann greife ich zum Hörer und mache Meldung. Ich ahne, was geschieht und weiß, dass ich nichts daran ändern kann. Ich weiß, dass ich nichts daran ändern kann und schreibe doch. Lege meine Akten, Berichte und Fallstudien zur Seite und schreibe. Was ich mir vorgenommen habe, muss zurückstehen. Auch die behördlichen Aufträge sind jetzt einerlei. Ich schreibe und weiß doch, dass ich nicht ihm damit helfe oder jemand anderem aus der Siedlung, sondern mir, wenn von "helfen" überhaupt die Rede sein kann. Ich schreibe sachlich, betont sachlich und will auf Distanz. Aber wenn ich ehrlich bin, steckt doch der Kinderglaube in mir, an höherer Stelle etwas bewirken zu können.

*In der Obdachlosen-Wohnanlage Grünberg leben zur Zeit 18 Männer und 10 Frauen in einer ähnlichen Situation wie Herr Kammerländer: Sie sind alleinstehend. Die soziale Isolierung, die für einen sozialen Brennpunkt wie der Obdachlosen-Wohnanlage besteht, stellt sich für alleinstehende Personen noch krasser dar. Auch der sozialen Diskriminierung sind Alleinstehende im Vergleich zu obdachlosen Familien noch direkter ausgesetzt, weil sie in nur geringem Maße die Möglichkeit haben, die erlittene Diskriminierung weiterzugeben.*

*Hinzu kommt, dass dieser Personenkreis auf Grund seines relativ hohen Alters nicht in der Lage ist, aus dem Teufelskreis des Alkohol- und Tablettenkonsums herauszukommen, da er meist keiner Berufstätigkeit mehr nachgehen kann.*

*Es handelt sich um einen Personenkreis, der auf seiner Selbstständigkeit besteht. Andererseits ist dieser Personenkreis zumeist nicht in der Lage, angesichts der aufgezeigten persönlichen Probleme unbetreut in diesem sozialen Brennpunkt zu existieren.*

*Es ist deshalb zu fragen, ob der genannte Personenkreis unter diesen Umständen im sozialen Brennpunkt Grünberg verbleiben soll. Eine Einrichtung, die die Isolation und Diskriminierung etwa in Form einer Wohngemeinschaft kompensieren könnte, wäre eine Zielvorstellung, die verwaltungsintern unbedingt geprüft und in Betracht gezogen werden*

*sollte.*

*Mit der Bitte um Kenntnisnahme und weitere Veranlassung*

*Hochachtungsvoll*

*Jossif Schamann*

Noch am selben Tag wird Kammerländer wegen Selbstgefährdung ins Bezirkskrankenhaus eingeliefert.

Heute war der Vorfall mehrere Monate alt, und der Akte wuchs ein langer Bart aus Stubenmuff und Staub. Aus Grünberg gab es unzählige Briefe dieser Art, wie ihn Jossif geschrieben hatte, aber jeder Sozialarbeiter hatte höchstens zwei bis drei davon verfasst. Man lernte schnell haushalten mit den Kräften; erging man sich häufiger in solchen „Nichtsnutzigkeiten“, war man schnell am Ende.

Jossif stellte die Korrespondenz schon nach dem ersten Brief ein. Danach brachte er das Anliegen noch einige Male mündlich vor beim Sozialreferat, und in anderer Sache wohnte er sogar einer Sitzung des Sozialausschusses bei. Damit fand seine Karriere als Sozialreformer ein „unrühmliches Ende.“

Die Stelle in der Obdachlosensiedlung war einzig und allein auf sein Betreiben hin zustande gekommen. Das musste er sich heute manchmal laut vorsagen, sonst hätte er es selbst nicht mehr für möglich gehalten. „Ersatzdienst in Grünberg, das ist doch nicht Ihr Ernst,“ hatten die Leute alle ungläubig gefragt und geraten: „Machen Sie sich's doch nicht schwerer als nötig. Im Kindergarten, Jugendzentrum, Behindertenheim, sogar im Krankenhaus gibt's doch ganz nette Stellen, junger Mann, wo Sie mal nachfragen können.“ Aber er hatte sein Vorhaben durchgesetzt, denn er wollte gerade keine bequeme Stelle zum Rumgammeln und Zeitabsitzen, sondern etwas, wo man anpacken und seinen Mann stehen musste. So hatte er sich das damals gedacht - naiv bis größtenwahnsinnig, wie er heute kühl feststellen musste.

Wenn Jossif einem Außenstehenden die Situation in der Siedlung schildern musste, beschränkte er sich auf Einzelheiten und sagte zum Beispiel: „Die Wohnungen sind in der Regel schon so, wie man sie sich vielleicht vorstellt: unaufgeräumt, verschimmelt, dreckig, heruntergewirtschaftet und abgerissen, aber in dem Verhau findest Du plötzlich einen nagelneuen Farbfernseher, einen stinkteuren Kassettenrecorder oder ein komplettes

Videogerät, mit dem sie sich die Pornos reinziehen bis zum Gehnichts mehr."

Oder er sagte: „Es gibt in Grünberg eine Hausordnung, in der steht unter Punkt 1.1.2: *Das Abstellen von Fahrzeugen (Fahrrädern usw.) ist nur in den hierfür bestimmten Räumen gestattet*, aber Du brauchst nicht glauben, dass sich auch nur ein Mensch daran hält. Wenn Du die Türen aufmachst, fliegt Dir das Zeug nur so um die Ohren. Motorräder hab ich im Schlafzimmer gesehen und Mofas im Bad, und am liebsten würden sie auch noch ihr Auto mit nach oben nehmen, weil sie Dir das Zeug noch unterm Arsch wegklausen."

Wenn er so erzählte, machte das meist wenig Eindruck auf die Leute und sie sagten: Und? Und? Und? fast verletzt in ihrer Sensationslust. Auf diese Details aber kam er immer wieder zurück, denn er fand, sie charakterisierten die Schizophrenie der Zustände treffender als irgendeine bombastische Theorie. Näheren Bekannten machte er manchmal den Vorschlag, selbst mitzukommen und sich die Sache vor Ort anzusehen, aber damit stieß er auf wenig Gegenliebe. Und noch eins hatten all diese Gespräche gemein: die obligatorische Sinnfrage, was willst Du eigentlich in Grünberg, was sind Deine Ziele, was willst Du erreichen?

Um diese Formalia flüssiger abwickeln zu können, hatte sich Jossif eine nach allen Seiten ausbaufähige Schablone zurechtgelegt, derer er sich nach Bedarf bediente: Wir fordern, hoffen, glauben, wünschen . . . und obwohl ihm das wie geschmiert von den Lippen ging, kam er manchmal in Verlegenheit und ergänzte unsicher: „Eigentlich will ich schon längst nicht mehr Not lindern, resozialisieren, Ratschläge erteilen und Hilfestellung geben. Das ist Vergangenheit. Deine Ansprüche pendeln sich schnell bei Null ein. Es ist schon viel, wenn Du die größte Scheiße verhindern kannst. Und wenn Du Dein leblang dort ackerst und hilfst einem von fünfhundert Leuten wirklich, ist das eine Wahnsinnsleistung. Aber eben diese Langzeitperspektive geht mir noch total ab, ich meine irgendwie immer noch, es müsste alles ruck-zuck gehn. Und weil ich schon mal zu dieser weisen Selbsterkenntnis gelangt bin, glaub ich eben, dass es an mir ganz persönlich liegt, wenn sich alles so zäh dahinschleppt.“

Drei Wochen lang betreibe ich jetzt schon Einzelfallbetreuung, und das Opfer meiner Bemühungen heißt Familie Schmitt. Sie und mich erwartet heute der dritte Hausbesuch. Ich zögere, dann steh' ich im Flur. Frau Schmitt hält sich im Schlafzimmer auf, ist alles andere als erbaut über meinen Besuch. Er sitzt am Küchentisch und fragt gelangweilt, was es schon wieder gebe. Der letzte Besuch endete mit einem Raußschmiss, entsprechend angespannt

ist die Atmosphäre. Wie beginnt man ein Gespräch möglichst unverfänglich? Aber sie erspart mir die Eröffnung und hält mir eine Rechnung unter die Nase. Stromnachzahlung 332 DM. Schmitts leben jetzt sieben Monate hier und haben noch keinen Pfennig für Strom bezahlt. Ich erteile die üblichen Ratschläge, füge mahnende Worte an. Doch die beiden zeigen sich wenig beeindruckt. Sie geht ins Schlafzimmer zurück.

Also Themenwechsel, weniger heikel muss es sein. Sabine war immer noch nicht im Kindergarten, sage ich ohne Vorwurf und setze mich zu ihm an den Tisch. Er spielt mit einer Streichholzschachtel, sitzt seitlich zu mir. „Ach Männe, Du redest doch auch nur Papp. Ich mein, ich mein, ich versteh ja, dass Du da bist, aber ändern tut sich doch nichts.“

„Wieso, wie meinen Sie das?“

„Ach, ich kann mich doch hier nicht um jeden Scheiß kümmern. Drüben die Else sollten Sie fragen, die weiß Bescheid. Wenn ich einmal sag: Sabine, Du gehst morgen in den Kindergarten, kommt sie gleich gerannt und sagt: Kümmere Dich um Deinen eigenen Dreck, was geht Dich das Kind an! So ist das immer. Ich will Dir was sagen: Wenn ich nicht ab und zu mal hier aufputze oder spüle passiert überhaupt nichts. Else lässt alles hängen, die alte Schlampe. Mir hängt das raus, bis hier oben steht sie mir, verstehste Mann?“

„Ja, Herr Schmitt, ich habe durchaus Verständnis für Ihre Situation, glauben Sie mir, nur Sie dürfen sich. . .“

„Und auf der Arbeit wars das Gleiche. Für alle war ich der Arsch. Immerzu nur schufteten und die blöden Reden der anderen anhören. Das hat mir dann gereicht. Da hab ich dem Ott eins über die Rübe geknallt. Dann wollten sie mich feuern. Aber sie konnten nicht. Hier, da schau, mein Bein: 60 Prozent erwerbsgemindert. Das ging nicht so schnell, wie die sich das dachten. Aber dann, dann ham's mich doch vor die Tür gesetzt, da hilft auch das Bein nichts.“

„Waren Sie bei der Gewerkschaft?“

„Gewerkschaft?! - Das Bein ham's mir krumm g'fahrr vor acht Jahr, sonst nix. Jetzt sitz ich da wie ä Krüppel und krieg keinen Job mehr. Hab schon alles versucht: Arbeitsamt, Stellenvermittlung, Inserate, ich habs satt.“

Frau Schmitt hat die ganze Zeit gelauscht, steht jetzt in der Küche und zeigt hinaus auf den Gang. Am Teppich liegt ein eingetrockneter Nudelauflauf. „Da hat er widder g'sponne, heut Nacht, wie er voll war, der alte Schlappschwanz. Is doch ke Wunner, dass der kei Stell kriecht,

wie der sich aufführt!"

"Frau Schmitt, ich meine, vielleicht sollten Sie Ihrem Mann einmal zur Abwechslung sagen, was Ihnen an ihm gefällt".

"Ah, Sie, sie! Sie ham doch kee Ahnung, wie des bei uns läft. Ihr junge Spünt habt leicht redn. Ich komm aus gut'm Haus, und weeß, was sich g'hört. Aber der Alfred! Was der für ä Zeug erzählt, des gett auf kee Kuhhaut".

Ich gehe in die Küche zurück, um mich vom Mann zu verabschieden. Sie folgt mir. Herr Schmitt schaut gelangweilt von der Zeitung auf. Eigentlich völlig unmotiviert habe ich plötzlich den Eindruck, es komme wieder zum Krach und sage: "So, Herr Schmitt, ich fand, wir haben uns heute schon recht gut unterhalten. Vielleicht klappt das ja auch in Zukunft so. Jetzt, wo sie beide hier sind, fällt mir noch was ein. Ganz ehrlich, was ist momentan ihr größtes Problem?"

Sie tritt einen Schritt nach vorn und sagt entrüstet: "Ja was! Wie oft soll ich Ihne denn no sachn, was unner Problem is: Mir wolln raus, raus aus Grünberg, irgendwohin, wo's a Heizung gibt, a Bad und a weng Komfor, des is doch klar."

"Des sagst Du so leicht", unterbricht er sie, "und wer soll dann die Miete zahlen in der neuen Wohnung, hä?"

Ich setze mich noch einmal hin und sage: "So hoffnungslos ist der Fall auch wieder nicht Herr Schmitt. Sie wissen ja, was die erste Voraussetzung ist, hier wieder rauszukommen: Sie müssen die Miete regelmäßig und rechtzeitig zahlen und zwar hier in dieser Wohnung, dann besteht auch Aussicht . . ."

"Des wissen wir doch", winkt er überdrüssig ab, "geb'n S i e uns das Geld?"

"Wir müssen eben alles noch ämal genau durchrechnen."

"Genau, Alfred, und ich such mir ä Halbtagsstell".

Ihr Vorschlag kommt für mich vollkommen überraschend, aber ich tue so, als sei es das Ziel meiner Bemühungen gewesen, von ihr diese Einwilligung zu erhalten und sage: "Hervorragend, und ich weiß auch, was Sie jetzt gleich machen: Sie setzen sich jetzt einfach zusammen und überlegen, was Ihnen beiden arbeitsmäßig gefallen könnte. Das nächste Mal erzählen Sie mir das und wir unterhalten uns, wie wir am besten gemeinsam vorgehen."

Beide schauen jetzt etwas betreten, weil ihnen mein Vorschlag, so auf die Schnelle doch ziemlich undurchführbar vorkommt. Ich verabschiede mich aber in der Hoffnung, eine



Atmosphäre geschaffen zu haben, die beide durch ein gemeinsames Gespräch besser alleine nutzen können?

Im Büro kamen mir Zweifel, ob es gut war, das Gespräch an dieser Stelle abgebrochen zu haben; überhaupt fand ich, die Unterhaltung nicht besonders geschickt geführt zu haben. Der Besuch brachte kaum neue Aspekte, auch das Angebot mit der Halbtagsstelle hatte sie ja schon vor einiger Zeit einmal gemacht. Im großen und ganzen aber glaube ich schon von einer Verbesserung des Gesamtklimas sprechen zu können. Für den nächsten Besuch nehme ich mir vor, die einzelnen Punkte noch genauer ausdiskutieren. Es muss eine Lösung geben – auch für die Stromnachzahlung.

HALLO,

da bin ich wieder. Und man glaubt es kaum: Ich habe einen Brief von Dir bekommen. Ich habe mich echt gefreut, nicht unbedingt über den düsteren Inhalt, wohl aber über die Tatsache, dass Du überhaupt ein Lebenszeichen von Dir gegeben hast. Natürlich ließ meine Antwort ausgerechnet jetzt besonders lange auf sich warten. Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung; aber meine Säumigkeit hat Gründe. Erstens war bei uns wieder mal ziemlich viel los. Mehr davon vielleicht später. Aber das ist ja eigentlich kein Ausnahmezustand und so gesehen wahrscheinlich auch kein echter Entschuldigungsgrund. Zweitens - und das erkennst Du vermutlich mehr an - hab ich mich bestimmt drei oder vier Mal hingesezt und hab versucht, etwas aufzusetzen. Das hat nie so richtig hingehauen. Weil ich auf Deine sehr umfangreiche Mitteilung nicht mit einer Fußnote antworten wollte, hab ich's dann lieber gleich gelassen. Heute nun scheint's besser zu laufen, und ich hoffe, Du bist überhaupt damit einverstanden, wenn ich Dir schreibe, wie ich die ganze leidige Sache sehe. Immerhin war Dein Brief ja nicht gerade so verfasst, als wärest Du an einer Antwort zum Thema sonderlich interessiert. Lieg ich richtig mit der Vermutung, dass Du das einfach mal so niedergeschrieben hast und Dir dann eingefallen ist: Moment mal, da könnt ich doch Ihre Adresse drüber schreiben und wäre so meiner Verpflichtung enthoben. Also, mal angenommen, das war so, ich nehm's Dir bestimmt nicht krumm, aber ein persönliches Wörtchen hätte sicher nicht geschadet, oder? Zumal der Brief über Alkmar ja Dich und erst in zweiter Linie mich angeht. Aber keine Antwort ist in diesem Fall ja auch eine, vielleicht sogar die eindeutigste - ich denk mir schon meinen Teil.

Und noch eins hab ich zu bemäkeln: Ich hab nämlich erfahren, dass Du seit einiger Zeit in Grünberg Deinen Ersatzdienst machst. Da schaust Du, woher ich das schon wieder weiß? Im Brief find ich auch darüber kein Sterbenswörtchen. Wo wir das eine ganze Zeit lang gemeinsam besprochen haben, find ich's schon ziemlich doof, dass Du Dich dazu in Schweigen hüllst. Aber - nun ja, jetzt weiß ich wenigstens, dass Du Dir treu geblieben bist. Schwacher Trost, nicht?

Jetzt aber zu meinem eigentlichen Anliegen. Also, dass Du Dich nie in grenzenlosen Optimismus verströmt hast, ist ja nichts überwältigend Neues. Trotzdem: Deine ganze Klageschrift durchzieht ein so auswegloser, deprimierter Ton, dass ich schon stark annehme, dass es für Dich außer Zukunftsangst, Schicksalhaftigkeit und Endzeiterwartung

nichts mehr gibt. Um ehrlich zu sein — und das ist beileibe nur ein Grund, warum ich das nicht glauben will — kann ich mir nicht vorstellen, dass Du ständig mit diesem zersetzenden Ballast im Hinterkopf auch nur einen Tag länger in Grünberg arbeiten kannst. Fehlinterpretation hin oder her, das ist meine Meinung. Ich nehme Dein Schreiben nicht als realistische Lagebeurteilung, sondern als unkunde Prognose unter miesesten Vorzeichen. Klar, besagen tut das gar nichts, nichts Verlässliches jedenfalls, es geht halt um Wahrscheinlichkeiten, zu anderem bin ich auch nicht fähig.

Wenn ich schon wieder mal dabei bin, vorlaut zu meckern, will ich Dir aber wenigstens genau sagen, warum. Vielleicht ist es gar nicht schlecht, erstmal ein bißchen über das zu schreiben, worin wir offensichtlich unterschiedlicher Meinung sind. Übereinstimmungen gibt's ohnedies genug, bedauerlicherweise muß ich sagen in diesem Fall.

Also Du schreibst zum Beispiel irgendwann wörtlich, Du hättest Angst, Angst vor dem, was uns bevorsteht. Okay, darin stimme ich voll und ganz mit Dir überein. Angst habe auch ich, Angst haben - laut Umfrage zumindest - noch viele andere, von unvermeidlichen Ausnahmeerscheinungen einmal abgesehen. Denen nehme ich die zuversichtliche Fratze allerdings nicht ab. Ich denke da an einen in bestimmten Kreisen recht angesehenen Geschichtsprof., der unlängst einen haarsträubenden Artikel losgelassen hat. Dieser Mensch hat allen Ernstes behauptet, es bestehe keinerlei Kriegsgefahr, und Befürchtungen in diese Richtung seien eine billige Hetzkampagne. Er stützte seine Behauptung auf den in letzter Zeit häufiger gebrachten Vergleich zwischen heute und 1914. Und da kam er meinerwegen richtigerweise zu dem Schluss, dass wir gegenwärtig vor total veränderten Ausgangspositionen stehen. Das Schlimme an diesem Artikel aber ist, dass mit keinem Wort auf die viel naheliegenderen und tatsächlich möglichen Gefahren hingewiesen wird. Dadurch entsteht der Eindruck, entweder ist es so wie anno 14/18 - oder nicht, und weil es nicht so ist, besteht kein Anlass zu Besorgnis. Das ist natürlich ein vollkommen hirnrissiger Quatsch und in einem Maße verantwortungslos, dass einem die Galle hochkommt. Eigentlich schweif ich aber schon wieder ab, ohne das zu Deiner Angst gesagt zu haben, was ich ursprünglich sagen wollte. Im Klartext: Du erklärst, Du hättest Angst und tust so, als sei damit jede Handlungsmöglichkeit verschwunden. Das finde ich nicht. Ich finde, man kann Angst auch positiver sehen, als Signal eben, als letztes Signal vielleicht, echte Alternativen einzubringen. Vielleicht war der Moment nie so günstig, ohne Knute im Nacken rührt sich doch bei den Leuten nichts! Möglicherweise klingt das unheimlich

konstruiert und etwas unglaubwürdig, aber das ist doch immer noch besser als diese verdammte, demütige Haltung, die alles gottgewollt oder -ungewollt geschehen lässt. Du schreibst weiter, wir hätten allerhöchstwahrscheinlich die längste Zeit in Frieden gelebt. Dazu berufst Du Dich auf die Geschichte mit ihren scheinbar unumstößlichen Gesetzmäßigkeiten. Fast hingebungsvoll beschwörst Du die Hungersnöte und Katastrophen herauf, denen wir angeblich zwangsläufig ausgesetzt sein werden: täglich zweihunderttausend mehr, jährlich siebzig Millionen mehr, bis zum Ende des Jahrtausends sieben Milliarden summa summarum. Dein Fazit: 7 000 000 000 zu viel! Man wird sich um einen Stehplatz bemühen dürfen, wenn man noch stehen kann vor Erschlaffung, Ausgezehrtsein und Siechtum. Soll ein Krieg deshalb aber erlösend, natürlich, unabwendbar, wahrscheinlich, so gut wie sicher sein? Ich teile diese Auffassung nicht!! Zwei Sachen dazu: Zum einen komme ich mit der Hypothese von den übernatürlich und unerforschlich wirkenden Steuerungsmechanismen von Haus aus nicht zurecht. (Das alte Menschheitsgesetz: Bevölkerungszuwachs/Krankheit, Hunger, Krieg = konstant bzw. stabil, geht für mich nicht schlüssig auf). Zum anderen will ich die Augen nicht blind vor irgendetwas Möglichem verschließen, ich sehe durchaus, dass es zu einer höchst gefährlichen Zuspitzung der Situation kommen könnte, gerade eben in Zusammenhang mit der anhaltenden Bevölkerungsexplosion. Die Konsequenz daraus heißt für mich aber handeln, nicht klagen, Einsatz, nicht Resignation. Frieden ist etwas total Aktives. Versteh mich richtig: zwei Millionen feindselige, wildgewordene Leute können unserem Planeten mehr Schaden als sieben Milliarden friedfertige, auf Versöhnung und Ausgleich bedachte Menschen. Das heißt: die Rechnung, eine steigende Anzahl von Menschen steigert die Kriegsgefahr, ist widerlegbar, wenn Du davon ausgehst, dass wir die Sache des Friedens voranbringen, indem wir die Armut bekämpfen.

Ich hab mir auf Deinen Tipp hin tatsächlich einmal die Mühe gemacht, die Zeitungen in Sachen Rüstungskontrollvorhaben durchzuschauen, und ich kann Dir nur bestätigen, es ist ein wahrer Affenzirkus. Du versuchst Dir krampfhaft ein Bild von den zur Debatte stehenden Waffengattungen zu machen, versuchst herauszufinden, wieviel es eigentlich sind in Ost und West, die auf "Eis gelegt" werden sollen und im nächsten Artikel, tauchen dann plötzlich Zahlen auf, von denen vorher nie die Rede war.

Mir ist das ein paar Mal passiert, und ich kam mir allmählich ziemlich verarscht vor. Also, selbst wenn jemand glaubt mit der Rüstungskontrolle etwas anfangen zu können, der muss

doch an diesem Infowirrwarr schier ausflippen; für den Laien ist dieses Gebiet absolut undurchsichtig. Man kann wirklich nur annehmen, dass das künstlich konfus gehalten oder gemacht wird, weil man sonst gleich hinter den Schwachsinn käme.

Ich bin ganz und gar Deiner Meinung, wenn Du schreibst, die einzige verbleibende Alternative sei die konsequente Abrüstung, ohne Rücksicht auf irgendwelche Verschiebungen im militärischen Gleichgewicht. Die haben doch wirklich lange genug taktiert, gefeilscht, um ausgewogene Formulierungen und falsche Positionen gerungen, und was ist dabei herausgekommen? Die Rüstungsetats aller Länder steigen permanent, NATO und Warschauer Pakt geben ihrem ernsten Bedauern über Nachrüstungsbeschlüsse Ausdruck, und das ganze Klima ist mittlerweile derart angeheizt, dass wir wirklich nur noch den Funken einer diplomatischen Verstimmung brauchen und der Atomplanet macht die Apokalypse zur Wirklichkeit.

Um ehrlich zu sein, muss ich gestehen, mir lange genug keine Gedanken darüber gemacht zu haben; eigentlich hielt ich's lange, fast zu lange noch für möglich, dass einseitige Abrüstung doch nur wie eine Einladung auf Aggressoren wirkt, hemmungslos zuzuschlagen, egal jetzt, wo abgerüstet wird, und wer dann zuschlägt. Aber mittlerweile kann ich diese verlogene Barrassphrase einfach nicht mehr hören. Jeder halbwegs vernünftige Mensch muss doch sehen, dass uns diese Taktik keinen Zentimeter vorwärtsbringt, sondern die missliche Lage nur festschreibt.

Übrigens bin ich nicht ganz Deiner Auffassung, dass es etwas bringt, sich lange bei der Überlegung aufzuhalten, wem die Schuld für die Geiselaffäre oder für Afghanistan zuzuschreiben ist. Schlüssig wirst Du das nie und nimmer herausbekommen und musst Dich auf vage Vermutungen stützen. Moralisch gesehen, ist radikale Abrüstung sowieso die einzig vertretbare Haltung. Da Politik aber nur seltenst nach ethischen Maßstäben gefragt hat, wird dieses Argument wie ein Blindgänger einschlagen: nämlich gar nicht.

Viel schwerer wiegt das Argument, zumindest gegenwärtig, dass sie die einzige praktikierbare und zugleich erfolgversprechende Forderung darstellt. Denn diese verwünschte "balance of power" hält doch, wenn überhaupt, nur so lange, wie es keinen Gegenstand ernsthafter Auseinandersetzung gibt. Und das ist nun wirklich abzusehen, wie lange das noch einigermaßen der Fall sein wird. Ich denke da nur an die Ölversorgung oder später ans Uran, da werden binnen Kürze eiskalte Ansprüche aufeinanderprallen, und keiner der "Großen" wird auch nur im Traum daran denken, einen Fingerbreit von seinen

berechtigten Forderungen und Interessen abzurücken, kein Schwanz, kein müder Schwanz wird sich an Rüstungskontrollen oder Nichtangriffspakte halten, kein Mensch wird in besonnener Rede hervortreten und an die SALT-Verträge erinnern, weil er nicht Gefahr laufen will vom eigenen Lager gelyncht zu werden. Wenn es erst soweit ist, und kein Weg der Verständigung gefunden wurde, dann gut Nacht, du schöne neue Welt!

Leider hast Du ja so recht mit dem, was Du schreibst, aber ich lass mir meinen Hoffnungsfunken nicht austreiben, lass mir die kleine Zuversicht auf eine friedliche Lösung nicht nehmen, will nicht glauben, will einfach nicht glauben, dass es keinen Ausweg geben soll.

Neulich saßen wir abends zusammen, den Weltatlas in der Hand, und haben gerätselt, wohin wir uns absetzen, wenn es soweit ist. Eigentlich fand ich das ziemlich komisch, und ich hab nur so halb mitgemacht. Wenn ich das jetzt aber so schreibe, find ich's überhaupt nicht mehr lustig: Wir haben keinen einzigen Flecken auf dieser großen Mutter Erde gefunden, wo man noch hingehen könnte. Schließlich haben wir uns, rein formal, auf eine der tausend Inseln Ozeaniens geeinigt. Aber dort kann es auch sein, dass Du eines Morgens in "Neptun's world" erwachst, und dann kann man doch gleich hierbleiben, wenn es kracht, finde ich. Am besten man stellt sich an eine Wand und macht die Augen zu; ich kann aber nicht gerade behaupten, dass es mir wohl ist bei der Vorstellung, oder dass ich gefassten Mutes so rede. Im Gegenteil!

Eigentlich ist es ganz anders, eigentlich wollte ich Dich etwas aufheitern, eigentlich wollte ich Dir Mut zusprechen und jetzt steh ich selber da und weiß nicht weiter. (Es ist schon ein Kreuz). Deiner poetischen Grußadresse - "wir sind kleine unwissende Tiere" - möchte ich aber doch noch zwei Zeilen von Nicolas Born hinterherschicken. Born schreibt: "Wenn es wahr ist, dass Kriege sein müssen / ist es dann noch wichtig, daran teilzunehmen?"

Und genau das ist es, was ich Dich bitte, nicht zu vergessen.

*Cynthia*

*Ein kühler, diesiger Herbstmorgen. **Alkmar Schwarzenberg** zur Jagd. Mit ihm zwei Adjutanten (Heinrich, Karl), Fürst von Neuenfels, Freiherr Konradin, General Sonnenstuhl und Ebermann, ein junger Großindustrieller. Alle beritten. Schwarzenberg, Neuenfels, Konradin und Sonnenstuhl stehen beisammen in einer Lichtung. Heinrich und Karl, die Adjutanten, spielen abseits mit den Hunden. Ebermann rückt auf.*

Schwarzenberg: Sieh an, unser frischgebackener Vater. Darf man gratulieren?

Ebermann (brav): Gott zum Gruße, die Herren. Entschuldigen die kleine Verspätung.

Freiherr (feixend) : Wird nicht das letzte Mal gewesen sein, junger Mann. Eile tut selten gut, junger Mann, legt sich auf die Potenz. (Überzwerches Lachen).

Schwarzenberg: Ein Töchterlein ist es, hört man, gesund und munter. . .

Freiherr: Besser als ein krummer Bursch, wie ? Durchlaucht wissen ein Lied davon zu singen. (Lacht erneut).

Fürst v. Neuenfels: Wie meinen, Konradin ?

Ebermann (selbstbewusster, stolz): Gertrude soll sie heißen, ganz die Mutter.

General: Gertrude sagen Sie ?

Freiherr: Wie wär's mit Franziska, Rosalinde, Kleopatra, Etnolaxerxis?

Schwarzenberg: Ein sehr klangvoller, traditionsreicher Name...

Ebermann (wieder unsicherer): Mein Vater läßt übrigens herzlichst grüßen und bedauert außerordentlich, nicht persönlich teilnehmen zu können. Die volle Wiederherstellung seiner Gesundheit steht leider noch aus, doch er wünscht der Jagd ein gutes Gelingen und trägt mir auf, die erfreuliche Mitteilung zu machen, (spricht zu schnell, gerät außer Atem), dass die Jagdgründe auch in Zukunft zu bejagen sind, ich meine, dass einer Bejagung der Gründe auch weiterhin nichts im Wege steht und. . .

(Halbzufriedenes Gemurmeln unterbricht ihn. General zu Freiherr Konradin).

General: Bekam er doch Recht, der alte Landmagnat  
(Laut). Erfreut zu hören, wie kam es zu der Entscheidung?

Freiherr: Gerechtigkeit siegt!

(Fürst zu Freiherr, die Hand am Ohr)

Fürst v. Neuenfels: Wie meinen, Konradin ?

Freiherr (laut): Die Jagd ist gerettet!

Ebermann (um Gehör ringend): Die Entscheidung ist nicht endgültig, doch mein verehrter Vater hat zuverlässig Auskunft vom Vorsitzenden, dass sich das Verwaltungsgericht für seine Sache verwenden wird.  
(Erneut Stimmengewirr).

Schwarzenberg: Nicht endgültig?

Ebermann (belehrend): Man will die Form wahren. Erst nach Anhörung aller Bürgervertreten will das Gericht entscheiden, doch die Sache ist so gut wie entschieden.

General: Na gut.

Schwarzenberg: So lasst uns nicht länger disputieren, der Wald ruft!

(Gibt den Adjutanten ein Zeichen. Das Jagdsignal erklingt. Die Gruppe ab in den Wald. Im Wald).

Freiherr (laut, mit sabbelnder Stimme): Kennt ihr den schon, Freunde? Warum gibt's in Preußen so wenig Hämorrhoiden? — Weil die ganzen Ärschlöcher in Bayern sitzen! (Lacht laut, in der Gruppe kein Echo).

General (mit versuchter Ironie): Gehn die Geschäfte in München etwa schlecht??

Freiherr (wieder ernster): Danke der Nachfrage, ich kann nicht klagen. Die stämmigen Weißblauen gehören noch immer zur besten Kundschaft.

Ebermann (Mut fassend): Aus Hamburg hört man anderes. Eine Boulevardzeitung sprach von Skandal in Zusammenhang mit Ihren Häusern?

Freiherr (wichtig): Ich muss doch sehr bitten, junger Mann. Seit wann informiert man sich in der Regenbogenpresse? Und wenn Sie auf die beiden hysterischen Nutten anspielen, die sind längst entfernt. Bei mir gibt's nach wie vor nur Edelfleisch. Gar nicht leicht, immer was Richtiges zu finden. Aber die Dinger parieren schon, wenn sie die Kohle erst gerochen haben.

General (salopp): Und die Blätter laufen auch?

Freiherr: Gewiß, noch besser. Hatten letzthin eine neue Auflagenspitze mit der "Feuchten Aprikose".

Schwarzenberg (abwesend, in den Wald sprechend): Weit und breit kein Gehörn in Sicht. Ebermann, was ist das?

Ebermann (gehorsam): Weiter östlich, Monsignore.

General (suffisant): Auch dort ist die Konkurrenz immens. Ich wundere mich immer wieder, wie Sie das machen.

Fürst v. Neuenfels: Wie meinen Konradin? Was? Machen?



(Freiherr mit abwinkender Handbewegung zum Fürsten).

Freiherr: Der neue Chef dort fährt wieder voll meinen Kurs. Man muss Leserpsychologie betreiben, das ist das Zauberwort. Um ein möglichst breites Spektrum abzudecken, brauche ich ein flexibles, anpassungsfähiges Team. Der Herr mit Niveau liest unser Blatt genauso wie der Straßenkehrer um die Ecke. Schleim und rosa Löcher genügen da freilich nicht - vielleicht kennen Sie die neueste Nummer?

General: Ich? - Nein, nein, äh, in der Kaserne wird sie häufiger gelesen.

Schwarzenberg: Vielleicht könntet ihr euch jetzt mal auf das Wild konzentrieren.

Freiherr: Wild? Wilde Nummern sind das Schwarzenberg, ganz recht. Aber der heiße Tipp liegt eben doch in der Vielfalt. Das ist die Stärke meines Blatts. Da gibt's anspruchsvollste fotografische Perspektiven, sogar endoskopiert wurde schon, sind alles recht findige Leute. Ebermann (errötend): Wusste nicht, dass der Sex so weit rein spielt.

Fürst v. Neuenfels: Der Sex, hähähä, das ist gut!

(Freiherr blickt ihn verständnislos an. Fürst schweigt. General zu Schwarzenberg).

General: Die Sorgen müsste man haben.

Schwarzenberg (zu sich): Ich bin hier auf der Jagd, was juckt mich das Gefasel. (Laut). Sehr interessant Konradin, was Sie uns alles zu berichten haben. Wahrscheinlich wär's dennoch besser, wenn wir jetzt überlegten, wie wir an unser Bret kommen. Wenn Sie hier die Welt vollposaunen, verirrt sich natürlich nichts vor unseren Lauf.

Ebermann (vollster Überzeugung): Ich versteh das auch nicht, neulich hatten wir noch volle Beute.

General (mit barem Entsetzen): Waaasss ?

Ebermann: Pardon, Herr Sonnenstuhl, ich habe mich nicht ganz korrekt ausgedrückt . . .

Schwarzenberg (souverän): Sie meinten selbstverständlich . . .

Ebermann: Ich meinte, wie üblich schieben wir der Jagd eine intensive Bestandsbeschau voraus. Und - und da hatten wir großartige Aussichten.

General (würdelos, beruhigt): Ach so, und ich vermutete schon, den Wildbestand mit der Kursentwicklung des Dollars in Vergleich bringen zu müssen.

Freiherr (kurz): Sie haben vielleicht Einfälle, Sonnenstuhl?

Schwarzenberg: So weit hergeholt ist der Vergleich doch gar nicht.

Ebermann: Gut, dass wir darauf zu sprechen kommen, meine Herren.

General: Meine Kollegen über See klagen gewiss zurecht.

Schwarzenberg: Sie klagen, sagen Sie, warum haben sie dann diesen Präsidenten gewählt?  
(General mit verlegener Geste)

Schwarzenberg: Der beschert uns noch den Kollaps des Westens mit seiner Finanz- und Außenpolitik.

Freiherr: Da fällt mir ein Witz dazu ein.

General: Keine Witze mehr, Freiherr!

Freiherr: Also . . .

Schwarzenberg (streng): Genug jetzt, Konradin! Für mich ist das nach Carter der schwächste Mann . . .

General (très engagé) : Und ohne jeden Sachverstand für die Rüstungsaufgaben, lässt die Zügel viel zu locker.

Ebermann: Selbst in Südafrika bekommen wir das zu spüren.

Schwarzenberg: Glücklicherweise ist das kein Thema für uns heute. Sind wir froh, dass wir die Weichen rechtzeitig gestellt haben.

Freiherr: Da muss ich jetzt doch noch einen, Witz. Also . . .

Schwarzenberg: Konradin! Der letzte für heute!

Freiherr (geschäftig): Nigger Smith kommt zu seinem weißen Chef und fragt: "Warum Chef, ist das Geld so teuer?" Sein Chef antwortet: "Weil ihr nichts arbeitet und nur Eure Weiber im Kopf habt." "Nicht wahr, Chef", sagt der Nigger, "meine Frau auf Arbeit in Stadt und ich auf Arbeit hier". — "In der Stadt, was arbeitet sie denn?", fragt der Chef. „Weiße Männer in Bett", sagt Smith resigniert. "Wie heißt sie?", fragt der Chef entrüstet. „Smith natürlich", sagt der Nigger. "Patti?", fragt der Chef.

(Lacht erneut laut)

Schwarzenberg: Geschmacklos, Konradin, ziemlich geschmacklos (Bleibt stehen).

Ebermann: Ich bin entsetzt.

Freiherr (ärgerlich)! Ach sind Sie ruhig, junger Mann. (Schaut um sich). Durchlaucht, wie finden Sie das. Dieser junge Herr hier gibt sein Entsetzen über mich kund.

Fürst v. Neuenfels: Äh, welcher junge Mann, Konradin ?

Schwarzenberg: Mir wird's zu bunt. (zu Heinrich und Karl). Ihr treibt uns jetzt etwas vor die

Flinte, sonst passiert ein Unglück.

H+K: Sehr wohl, Herr! (Beide ab).

General (versöhnlich): Halten wir doch Vesper und begraben die alten Feindseligkeiten.

(Die Gruppe sitzt ab. Vor einer alten Eiche macht man sich's bequem.  
Schwarzenberg und Ebermann abseits).

Ebermann: Vortrefflich Monsignore, dass wir für einen Moment alleine sind.

Schwarzenberg (interessiert, freundlich): Was gibt's Ebermann, habt Ihr Probleme?

Ebermann (besorgt): Kein echtes Problem in dem Sinne, nur, die Entwicklung unseres Projekts geht rasch voran, fast zu rasch und . . .

Schwarzenberg: Erzählt nur Ebermann, treten Komplikationen auf ?

Ebermann: Mein Vater meinte, ich solle Sie in dieser Sache abpassen, so weit das möglich ist, das will ich vorausschicken.

Schwarzenberg: Nun, also forsch voran, wie stehen die Aktien ?

Ebermann: Wie gesagt, die Planung der Abschussrampe steht wider Erwarten schon jetzt vor dem Abschluss, alle technischen Bedenken konnten ausgeräumt werden. Praktisch steht man vor der Bauausführung.

Schwarzenberg: Und? Ich verstehe Ihr sorgenvolles Gesicht nicht, Ebermann, das müsste Sie doch vollauf zufriedenstellen.

Ebermann: Ja und nein. Verstehen Sie doch, unsere Verträge sind bis auf das Ende des Jahres befristet, schon jetzt aber sind die Mittel bis auf Weniges erschöpft.

Schwarzenberg (ernst): Ich verstehe, um wieviel handelt es sich?

Ebermann: Wir haben streng kalkuliert, fünfzig Millionen, fünfzig, siebzig, besser siebzig Millionen müssten fürs Erste reichen. Der erste Engpass wäre überbrückt.

Schwarzenberg (überlegt kurz): Geht in Ordnung, kein Problem. Richten Sie Ihrem Herrn Vater aus, die Angelegenheit wird noch vor Monatsende in üblicher Form erledigt.

Ebermann (erleichtert): Noch eins fällt mir ein, weil wir gerade dabei sind.

Schwarzenberg: Nur zu, Ebermann, warum so verzagt . . .

Ebermann: Ich muss vorausschicken, dass ich ein ganz persönliches Anliegen ansprechen möchte, etwas, was wahrscheinlich nur mir am Herzen liegt. . .

Schwarzenberg: Ebermann, das ist keine Audienz!

Ebermann: Die Sache betrifft Generalmajor Friedrich Sonnenstuhl.

Schwarzenberg: Etwas leiser Ebermann.

Ebermann (tuschelt): Also, die Sache ist die: Mir kommen gelegentlich Zweifel an der Verlässlichkeit dieses Mannes. Angenommen, das Verteidigungsministerium bekommt Wind von diesem, na sagen wir mal, halbillegalen Planungstransfer, das hätte doch katastrophale Folgen für das NATO-Bündnis. Immerhin stammt die gesamte Basisplanung von der Hardthöhe. Ich muss Ihnen ja nicht sagen, dass die Angelegenheit dort unter strengstem Verschluss gehalten wird.

Schwarzenberg (zurückweisend): Wie kommen Sie darauf, Ebermann?

Ebermann (verunsichert): Ein unbedachtes Wort des Generals könnte genügen.

Schwarzenberg (herrisch): General Sonnenstuhl ist ein absolut integrier Mann. (Kordial). In diesem Punkt kann ich Sie voll und ganz beruhigen, Ebermann. Auch ihr Herr Vater konnte sich bei unseren vorbereitenden Besprechungen von der unbestechlichen Haltung des Generals überzeugen. Vielleicht fehlt Ihnen in diesen Dingen noch etwas die nötige Routine. Setzen Sie sich vorbehaltlos für die Fertigstellung der V-Waffe ein und überlassen alles andere mir, Ebermann.

Freiherr (dazwischen): Was gibt es denn zu mauscheln, die Herren. Ein neues Eisen im Feuer, wie?

Schwarzenberg (klarstellend): Nichts, was der Rede wert wäre, Freiherr. Ein kurzer persönlicher Meinungsaustausch, weiter nichts.

General (ungeduldig): Wir haben genug pausiert. Lasst uns jetzt das Versäumte nachholen.

(Man besteigt die Pferde und reitet weiter. Wenig später).

Freiherr (erregt): Still! Seht dort in den Fichten, ein kapitaler Bursche. Das ist Ihr Fang, Durchlaucht, Schießt! Schießt schnell!

(Der Fürst reißt sein Gewehr hoch. Ein Schuss fällt. Das Tier entfernt sich).

Schwarzenberg (zu sich): Versungen und vertan! (laut) Da haben Durchlaucht aber Milde walten lassen mit dem schönen Tier!

Fürst v. Neuenfels (verwirrt, kopfschüttelnd): Öööhmm, wer ließ die Gewehre einstellen, Konradin ?

Freiherr (ausfällig lachend): Ihr selbst, Durchlaucht!

(Man reitet weiter).

Ebermann: Weiter östlich, die Herren. Dort müssen sich die Tiere verschanzt halten. Das gibt ein Fest!

(General und Schwarzenberg lassen sich zurückfallen).

General (anbiedernd): Mal ehrlich Schwarzenberg, was halten Sie vom Führungswechsel bei Ebermann & Sohn?

Schwarzenberg: (zuckt mit den Achseln, schweigt).

General: Also ich habe kein gutes Gefühl dabei, das muss ich ganz offen sagen.

Schwarzenberg: Der Seniorchef wird seine Gründe haben, meinen Sie nicht?

General: Gewiss, gewiss. Nur aus vertraulicher Quelle weiss ich, dass die Bestreikung des Mutterwerks in Johannesburg nur auf die großzügige Verhandlungs- und Kompromissbereitschaft des Juniors hin beigelegt wurde. Wohlgemerkt, gegen den ausdrücklichen Willen des Vaters.

Schwarzenberg (mit Vorwurf): Aber die Bestreikung war doch kein Zustand, Sonnenstuhl!

General: Nein, selbstverständlich nicht, das heisst, man muss seine Positionen eben härter vertreten, als es Ebermann jun. tut.

Schwarzenberg: Stellen Sie sich vor, was mit unserem Projekt jetzt wäre, wenn . . .

General: Trotzdem, trotzdem, ich bleibe dabei. Ebermann jun. ist alles andere als der geeignete Geschäftspartner für uns. Bei Vertragsschluss lagen andere Personalverhältnisse vor, da hatte der "Alte" noch eindeutig die Zügel in der Hand. Im übrigen bin ich nicht sonderlich angetan von dem Vorschlag, die Endstufe in Südafrika montieren zu lassen. Dafür ist mir die Region zu heiß.

Schwarzenberg: Langsam, eins nach dem andern, Sonnenstuhl! Verträge schließt man nicht, um sie hinterher wieder zu brechen, das wissen Sie so gut wie ich. Überlegen Sie mal Sonnenstuhl, wir könnten uns doch keinen schlechteren Dienst erweisen, als jetzt aus dem Vertrag auszusteigen und uns einen neuen Kompagnon zu suchen, wo Ebermann die Pläne im Detail kennt! Also, das war wohl nicht ganz ernst gemeint, was Sie da sagten, wie?

General (versucht etwas zu erwidern, kommt nicht zu Wort).

Schwarzenberg: Außerdem: Die Standortfrage für die Endmontage ist noch längst nicht geklärt. Auch das wissen Sie. Warum also so defätistisch, Sonnenstuhl? Zum Dritten und Letzten: Ebermann ist auf seinem Fachgebiet ein hochqualifizierter Mann, das dürfte Ihnen ebenfalls nicht entgangen sein. Der Senior wird schon wissen, was er tut. Fazit: Ihre Einwände sind überzogen und unbegründet, und ganz nebenbei, Sonnenstuhl (wieder kollegialer). Warum kommen Sie erst jetzt damit? Das hätte Ihnen doch weiß Gott früher einfallen können, wie? Mich dünkt, es steckt etwas anderes dahinter, wie?

General (kleinlaut): Mitnichten Monsignore, mitnichten! Sie haben mein vollstes Vertrauen,

Schwarzenberg, ich meinte ja auch nur.

(Rücken zur Gruppe auf).

Freiherr: Wo stecken Karl und Heinrich? Wie vom Erdboden verschwunden die beiden.  
Zum Teufel mit der Jagd.

(Die Reitergruppe stellt sich in einem Halbkreis auf. Man beschließt, umzukehren.  
Schwarzenberg zu Fürst).

Schwarzenberg: Ihr kennt unser Anliegen, Durchlaucht?

Fürst v. Neuenfels: Anliegen ? ?

Schwarzenberg (leicht ungeduldig, gepresst): Die V-Waffe, Durchlaucht!

Fürst v. Neuenfels: Die V-Waffe? Selbstverständlich!

Schwarzenberg: Die V-Waffe ist auf dem Reißbrett betriebsfertig, versteht, allein der  
Standort für die Endmontage ist strittig, weshalb ich Euren Rat erbitt'.

Fürst v. Neuenfels: Richtig, Alkmar, richtig, Du musst wissen, was Du tust.

Schwarzenberg (zu sich): Gut, sehr gut, von dem ist nichts zu befürchten (laut). Im Adler  
gibt's den besten Hirschrücken, den ich kenne, die Jägerstube ist reserviert. Herrschaften,  
kommt, lasst uns des Peches länger nicht noch gram sein.

(Heinrich und Karl tauchen plötzlich mit den Hunden auf).

Freiherr: Wo bleibt das Wild, ihr Schafsvolk?

(Adjutanten ohne Regung. Ein Schuss fällt. Karl und Heinrich springen in die Höhe.  
Konradin bläst gelassen über den rauchenden Gewehrlauf).

Schwarzenberg (schreit): Seid Ihr von Sinnen, Kerl? (zu sich). Welch Kind im Manne.  
(Lachen, ab)

In Grünberg blieb alles beim Alten. Herr und Frau Schmitt hatten noch immer keine Arbeitsstelle und die Alleinstehenden machten noch immer den Löwenanteil der Bewohnerinnen und Bewohner aus. Wenn er sich seine Arbeitskollegen so anschaute, wurde ihm recht schnell klar, dass es nicht an der einen verunglückten Person des Zivildienstleistenden Soundso lag, dass hier nichts lief. Es ging um einen generellen Wurm, der irgendwo sein nagendes Unwesen trieb. Und das, so wussten die Grünberger Sozialarbeiter war im System per se. Klar, dass Jossif da zustimmte.

"Ich glaub, es war eine fast kontinuierliche Forderung, erstens: Keine weiteren Leute mehr reinzulassen, und zweitens: Das Gebiet wohnlich zu entkrampfen, d.h. zu denzentralisieren. Tatsächlich sind in der Zeit, als ich in Grünberg arbeitete, viel mehr Leute zu- als weggezogen. Die Folge ist evident: Ghettoisierung, mit all ihren stigmatisierenden Begleiterscheinungen."

Ist das zutreffend? - Also, wenn man mal den ganzen sozioverbalen Kleister zur Seite kratzt, dem auch Jossif schon verfallen zu sein scheint, dann kommt da ein wahrer, ein verdammt wahrer Kern zutage. Sabine z.B., und mit ihr rund 150 andere Kinder, erleben kaputte Eltern, Nachbarn, Spielgefährten. Mit einem Wort, die lebenswichtigen Vorbilder entfallen, die Ausrichtung erfolgt an negativen Beispielen, und weil alle Bewohner ähnliche persönlichen Defizite aufweisen, gibt's den schönen, wohlbekanntten, gottverdammten Teufelskreis auch dort.

ALSO

Grünberg ist in doppeltem Sinne brutal:

- sowohl für Bewohner,
- als auch für Sozialarbeiter, aber, aber, aber,

für alle anderen ist es bequem und deshalb bleibt es so, wie es ist. Das musste Jossif in realistischer Einschätzung der Dinge für wahrscheinlich halten, ob er wollte oder nicht. Er kapitulierte . . . wollte die Sache aber im Auge behalten. Das Erstaunliche war, dass er im letzten Drittel (oder Viertel) seiner Ersatzdienstzeit wieder weitgehend auf die Wellenlänge zurückfand, auf der sich's schwingen ließ im Leben (ihm war das Ende der Dienstzeit gewiss).

Ein Zustand, wo man ständig so richtig Bock hat, die Sachen anzugehen, wo Dich (fast) nichts ankratzt, so richtig lebensbejahend halt, strotzend vor Unternehmungslust +

Lebensgeistern (ach, das klingt wie Steiff-Tier-Werbung). Auch nicht nur phasenweise, launenhaft übermütig, sondern als durchgängiges Lebensgefühl. Jung und taufisch wie die Morgensonne (oh welch Klischee!). Großartig, immer gut drauf zu sein. Spitze sowas! (Jetzt reicht's, man kann es nicht beschreiben, nur miterleben (vielleicht) oder eben selber testen). Ganz schön komisch. Vor Grünberg, als er Muße und Zeit hatte, hing er nur rum, kroch der depressionsgeladenen Talsohle (Suizidgedanken, Erhängungswünsche) entlang, der er schon in Pubertätszeiten qualvoll aufgesessen war. Und jetzt mitten im schwierigsten Job blühte eine fröhliche Gelassenheit in ihm auf, schloss er Frieden mit sich und der Welt.

Lieber Jossif, so steht es also um Dich. Aber lassen wir ihn doch selbst zu Wort kommen: „Es gibt etwas, das man (weitgehend) selbst in der Hand hat: nämlich die Entscheidung darüber, wie man sich fühlt. Ich kann frühmorgens aufstehen und sagen, Mann ist das alles beschissen auf dieser Welt und den ganzen Tag den Melancholischen raushängen und mit der Zeit wirklich trübsinnig und transusig werden. Oder ich stehe auf und sage, Leute, die ganze Sache passt mir hinten und vorne nicht und trotzdem (oder) gerade deshalb versuche ich mich nicht unterkriegen zu lassen. Streck der bösen Welt meinen renitenten Trotzkopf hin, und lass sie ihre Bosheiten mit mir anstellen, und mit der Zeit wirst Du viel lockerer im Umgang mit den feindseligen Menschen, dem feindseligen Ich, der bitterbösen Welt. Sowas kann man lernen, bestimmt! Nicht von heute auf morgen, nicht hier und jetzt, aber mit etwas Geduld und gutem Willen geht's schon. Ein Zweites noch: Mit Deinem ach so ehrlich gemeinten Weltschmerz hilfst Du niemandem. Weder Dir selbst noch den hilfsbedürftigen Mitmenschen noch (auch) der schlimmen ungastlichen Welt. Deine sorgenvolle Niedergedrücktheit ändert nichts am Hunger in der Dritten Welt, nichts an der drohenden Überbevölkerung, nichts an der fortschreitenden Umweltvergiftung, nichts an der nuklearen Aufrüstung, nichts an Deinen Schul-, Ehe-, Erziehungs-, Sexual-, Partnerschafts- oder Selbstwertgefühlen. Also, leg sie ab und werde ein froher, freier Mensch.“

Schön gesagt, Jossif. Etwas zu emphatisch vielleicht? - Jedenfalls, ganz unvertraut ist das an Dir, Töne solcher Zuversicht. Sehr plötzlich der Gesinnungswandel, etwas zu schnell, um ihn nachvollziehen zu können. Ist man so begeistert, wenn man "seine Mitte" gefunden hat, oder tust Du so begeistert, um Dich künstlich in einen euphorischen Zustand hochzujubeln? Verrätst du uns noch, was den Wandel in dir ausgelöst hat? War es eine bewegende Begegnung? Ein prägendes Schlüsselerebnis? Oder einfach die



niederschmetternde Erfahrung mit den bedauernswerten Menschen in Grünberg während der Zivi-Zeit, die dich verändert hat?

Du schweigst! Drückst Dich um eine Antwort? Geschenk, dann eben nicht! Nehme an, du weißt es selbst nicht so genau. Das Gefühl ist vielleicht noch zu jungfräulich und zu frisch, um es analytisch zu ergründen, wortreich zu zerreden. Gut, wir begleiten Dich ja noch etwas und werden sehen, ob es eine Eintagsfliege ist, dieses Hochgefühl, oder doch von Dauer.

Bleibt nur, ein biographisches Faktum nachzutragen, was hiermit geschehen soll. Schamann jun. machte in Grünberg nicht nur eine Kehrtwendung in Sachen Grundbefindlichkeit, sondern befließigte sich auch, einige alte Freundschaften auszugraben (vielleicht hängt das ja irgendwie zusammen).

Uli, unerwartet wieder in den Heimatort zurückgekehrt, läutete die Auferstehungswende bei Jossif ein. Die beiden verstanden sich beinahe besser als früher. Über Uli lernte Jossif noch ein paar andere Leute kennen, und die haben alle übereinstimmend bestätigt, J.S. als einen stillen, aber unverdrossenen Menschen kennengelernt zu haben, keineswegs ungesund grüblerisch oder verkrustet und versteinert im Kopf, wie Cynthia gern behauptet.

Und jetzt noch etwas eher Unterhaltsames: Wie wär's mit einem Preisausschreiben à la Schulaufsatz. Wer den besten Schluss erfindet, kriegt ein Präsent. Dabei geht's hier gar nicht um den Schluss, sondern nur um einen bestimmten Textabschnitt, zu überschreiben vielleicht mit: Die nächsten, (kommenden/anschliessenden) Monate oder Jahre (allerhöchstens fünf) im Leben des J.S.

Wäre doch eine dankbare Aufgabe für Hobbyliteraten, und der Autor könnte sich inzwischen auf die faule Haut legen. Kein Scherz! Die nächste Zeit steht der junge Mann tatsächlich zur freien Verfügung für erfinderische Fadenzieher. Wichtig ist die Person erst wieder im Alter von . . . Aber eigentlich lässt sich das nicht an Jahren festmachen . . . Also man könnte Jossif beispielsweise noch auf die Uni schicken. Dort würde er dann betroffen feststellen, wie schrecklich überzeugt die auch dort von ihren Lehrbuchweisheiten sind und er hätte glatt das Meck'lersche Erinnerungstrauma mit begleitender Diarrhoe und Zahnausfall. Oder man schickte ihn auf Reisen. Fünf Monate Indien+Trabanten, anschließend Südamerika und im Vorbeifliegen Nordamerika eventuell Kanada, Alaska und

das Nordmeer. Diese Version hätte den Vorteil, dass man ihn vorher zum Malochen jagen könnte, irgendwoher muss die Knete ja kommen. Acht oder zehn Stunden (mit Aufschlag) bei Ford am Fließband. Die ganze mickrige Situation am Arbeitsplatz in der Großindustrie käme da aufs Tablett (Marcuse lesen!). Kurze Analyse der Wohlstands- und Wachstumsökonomie ließe sich anschließen und mit einem saloppen Schlenker auf DIE GRÜNEN kommen. . .

Oder doch lieber Verkehrsunfall, schwerverletzt, Krankenhausmilieu schildern, Blasiertheit der Ärzte, der Mensch als große Schwachstelle im technisierten Diagnoseapparat. Auch an einen kurzfristigen Rückzug in klösterliche Abgeschiedenheit ließe sich denken (nein, passt nicht wirklich). Möbelverkäufer? Unwahrscheinlich. Also doch Uni, naturwissenschaftlicher Zweig, Physik, was denn, Thermodynamik, etwa? Religiöse Karriere? Nee! Sektierer, politischer Dissident nach Emigration in den Osten, Eremit, Sektengründer???

Stopp – Kommando zurück. Doch kein Schönschreib-Wettbewerb. Das wäre zu umständlich, bis alle Lösungsvorschläge eingetrudelt, geordnet, sortiert, gelesen und ausgewertet sind . . .

Vorschlag zur Güte: Wir lassen den jungen Mann jetzt alle möglichst gleichzeitig etwas älter werden (wie bei der Sommerzeit, einfach an der Uhr drehen). Das ist vielleicht etwas billig, aber es hat den Vorteil, dass es gleich weitergeht. Also, vergesst den Wettstreit, vielleicht ein andermal! So, jetzt wäre auch das geklärt.

Ach ja, eine kurze Vorschau, das ist nicht zuviel verlangt. Also, Jossif macht zusammen mit Uli und den Leuten einen alternativen Laden auf, wobei er für die Bücherecke zuständig ist. Der Laden wirft grade so viel ab, dass sie davon leben können. Sie, das sind die drei Leute vom Laden, Uli, Hans und Jossif und zwei Frauen aus der WG, in der J.S. Inzwischen wohnt. Das wär's fürs Erste, mehr soll nicht verraten werden, soll ja spannend bleiben!

Grüß Gott allerseits,

(besondere Grüße natürlich an Uli, von dem ich höre, er sei zurückgekehrt) und selbstverständlich an Dich!

Tja, da bin ich wieder mal und habe weder besondere Neuigkeiten auf Lager noch Appetit auf Neuigkeiten, die aus Deiner schreibfaulen Feder stammen könnten. Hab ganz einfach Briefchen-Schreiblaune, und als willfähriges Opfer bist Du mir eingefallen, jener Adressat, der von mir schon am längsten nicht mehr beehrt wurde. Da staunst Du, was? So fleißig bin ich mit Tinte und Papier . . .

Jetzt aber Schluss mit dem einleitenden Gefasel. Ganz mit leeren Händen klopf ich auch nicht an, ich hab nämlich einen pickelharten Vorschlag. Rate! Du kommst doch nicht drauf: Ich möchte Dich gern wieder mal sehen, persönlich, leibhaftig, in Deiner ganzen Größe und Schönheit. Hmm? Da guckst Du!

Also mir sind da ein paar Sächelchen zu Ohren gekommen, die haben mich neugierig gemacht. Wie ich das so schreibe, fällt mir auf, ich hab in der Zeit am Moos ja nicht gerade wenig Leute kennengelernt, wirklich nicht, aber ehrlich gesagt, es gab darunter kein Männlein oder Weiblein, der/das unsere Beziehung so ganz hätte vergessen machen können (im Sinne von Auslöschen), so bescheiden sie auch war. Das ist übrigens keine Eloge auf den holden Herrn, sondern eine sachliche Feststellung, und als solche will ich sie auch verstanden wissen. Es klingt, weiß Gott, komisch, aber ich kann Dich heute glaub ich (etwas) besser verstehen als damals; vielleicht, weil der Abstand da ist, der uns gut getan hat, wie ich finde, vielleicht aber auch nur, weil mein Bild von Dir über die Zeit etwas verklärt wurde und nicht mehr mit der authentischen Person übereinstimmt?? Sei es, wie es sei, mein Vorschlag steht (wo, wann, wie usf. könnten wir ja kurz telefonisch klären).

Wenn ich so aus dem Fenster gucke, könnt' mich die leise Wehmut packen, es herbstet mal wieder. Du weißt doch, meine Lieblingsjahreszeit. Obwohl das gar nicht mehr so stimmt, inzwischen mag ich sie alle, weil „mein Herz so voll ist, frohgemut und heiter“ (Zitat: Eichendorff, Novalis oder so), ist mir eine so lieb geworden wie die andere.

Apropos Wehmut: Mit Leichtmut, falls es so etwas gibt, und einem innerlich lächelnden Dauerkopfschütteln hab ich letzthin die Bekenntnisse einer ALT-WGlerin gelesen. Ja, ja die Wohngemeinschaften kommen in die Jahre, ich sag's Dir. Da ist nichts Despektierliches, geschweige denn Gesellschaftsveränderndes mehr dran, wenn einer in die Kommune zieht,

längst nicht mehr, das gehört schon fast zum Establishment wie Farbfernseher und Zweitwagen, hat seine arthritischen Erscheinungen (siehe die Autorin des Artikels) und bedarf der Erneuerung. So jedenfalls zumindest sinngemäß die Ausführungen der "Alternativen im Büßerhemd". Was mich an dem Beitrag stört, ist nicht, dass die gute Frau auf mögliche Schwierigkeiten und Spannungen, Durststrecken und teilweise sogar Nachteile einer WG hinweist, sondern, dass sie so tut, als sei es ein Lernfortschritt, Reifungsprozess oder sonstwas, wenn sie endlich erkennt, was man ohne WG-Erfahrung auch schon weiß: Dass es dort auch heftig menschelt und diese Lebensform nicht nur Schokoladenseiten hat. Die soll mir doch nicht weismachen, irgendjemand zieht in eine WG ein und erwartet dort das Himmelreich auf Erden.

Dieser Artikel ist deshalb so ärgerlich, weil er Wasser auf die Mühlen derer ist, die mit erhobenem Zeigefinger dastehn und sagen: Seht ihr, wir habens doch schon immer gewusst! - Und offenbar erwartet die Schreiberin von allen Leuten mit weniger WG-Erfahrung auch einen ehrfürchtigen Knicks vor der selbstkritischen Pionierarbeit, die von ihr zum Nutzen aller geleistet wurde. Aber, was reg ich mich auf. Quatsch, ich reg mich doch gar nicht auf! Nur eins wollt ich noch sagen. Der Artikel suggeriert einer breiten Öffentlichkeit, es gebe bei uns mindestens so viele WGs, Kommunen, Großfamilien usw. wie traditionelle Kleinfamilien. Also sagen wir mal, er versucht einen Eindruck in diese Richtung zu erwecken. Aber das fällt auch der Emma Maier auf, dass in der Wohnung über, unter, neben ihr, Müllers und Hubers, aber keine Kollektive oder konspirative Vereinigungen logieren. Also ich weiß nicht so recht, was die Ex-Kollegin mit dieser plumpen Verkehrung der Tatsachen eigentlich erreichen will. Meine persönlichen Erfahrungen sind erstens genau entgegengesetzt, und zweitens hätte ich nicht die Bohne dagegen, wenn es nur noch Wohngemeinschaften gäbe.

Aber wenn ich so rausschaue, die liebe Jugend von heute, dann kann ich mir vorstellen, dass diese Wohnform eher ein Auslaufmodell ist. Natürlich glaub ich das nicht wirklich. Meiner Ansicht nach werden WGs nicht mehr verschwinden und nicht nur auf die studentische Halligalli-Zeit beschränkt bleiben. Meine Damen und Herren, das war jetzt ein hochtheoretischer Vortrag von mir! Schaut mal im Kühlschrank nach der Milch, ob die sich schon ein Häutchen übergestreift hat? :-)

Themenwechsel:

Ich hab da noch ein Problemchen am Herzen, d.h. würde das ganz gern mal mit Dir

besprechen, weiß aber nicht, ob ein Brief der geeignete Rahmen dafür ist . . .

Ich fang halt mal an, und man wird sehen. (Ohhh, verdammt bin ich formal und gestelzt heute, dabei hab ich nichts Schlechtes gegessen, gut geschlafen usw. - ich weiß auch nicht . . .).

Also: das trüffelige Lebensgefühl am Moos ruht natürlich auf bestimmten Grundpfeilern, und deren einer ist die Sexualität , ich will Dich nicht vergraulen, aber das ist ja nun ein Punkt, der bei uns immer schwer im Argen lag. Nicht, dass Du glaubst, es folgt jetzt eine Klageschrift, im Gegenteil. Wenn ich hier sitze und das schreibe, bin ich der festen Überzeugung, dass es hauptsächlich an mir lag, dass bei uns einiges schief lief in Sachen Sex . Einmal, glaub ich, hat mir die Flucht aus der verklemmten elterlichen Sphäre unheimlich gutgetan. Du weißt schon - aus dieser körperfeindlichen, mausgrauen Welt von lauter unausgesprochenen Tabus. Obwohl so Sprüche wie: Das schickt sich für Mädchen nicht, sich auf der Straße küssen zu lassen usw. schon recht lange zurückliegen, klingen sie mir noch immer schauerlich im Ohr. Rein pädagogisch gesehen, haben es die Eltern prächtig verstanden, uns diesen ganzen Moralcode so tief unter die Haut zu knallen, dass Du meinst etwas von Dir gehe kaputt, wenn Du anfängst, Dich darüber hinwegzusetzen. Richtiggehend fies sowas.

Das war also die eine Seite. Was speziell in der Zeit mit Dir hinzukam, ist im nachhinein betrachtet mehr so etwas, das mit meinem feministischen Faible zusammenhängt oder hing. Ganz weit innen drin hatte ich immer die Angst, Du willst Dich doch nur an mir abreagieren, und bei vielen Frauen ist diese Angst ja vollkommen berechtigt. Jedenfalls hast Du es nicht fertiggebracht, diesen höchst unangenehmen Eindruck in mir zu zerstreuen, ganz im Gegensatz zu den Leuten hier. Versteh' bitte meine Lage damals. Selbst noch bis über beide Ohren verklemmt, kaum eines Orgasmus fähig, richtiggehend abgeschottet eben unterhalb der Gürtellinie, hat mir das Gerammel natürlich kaum etwas gegeben (mehr Last als Lust). Du aber kamst immer wieder angekrochen, penetranter geht's nicht, und wolltest was anstellen. Doch klar, dass ich das Gefühl hatte, da ist der Wurm drin. Weil mir das ganze Auf und Ab nichts bedeutet hat, Du aber (mehr oder weniger) darauf bestanden hast, musste ich doch glauben, Du magst mich nur deswegen oder magst nur das an mir oder magst mich nur unter der Bedingung, dass . . . derlei Spielarten sind ja bekanntlich viele.

Unter dieser (meiner) psychischen Grundkonstellation also traten wir an und meistens total

unbefriedigt wieder ab. Du, weil Dich meine Lustlosigkeit anödete oder erzürnte, ich, weil mich Dein (zeitweiliger) Genitalienrausch überforderte oder abstieß. Wie oft hab ich mich über mich selbst geärgert, weil ich ja vieles von dem, was ich hier schreibe, schon ahnte, abzulegen aber nicht in der Lage war.

Es stimmt nicht, dass unser Zusammensein ohne Zärtlichkeit war. Wir haben das oft genug erörtert. Nur wurde ich eben den verdammtten Eindruck nie (wirklich!) los, sie sei Dir Mittel zum Zweck nicht Selbstzweck, Köder nicht Fang. Oft noch während wir zusammenwaren, fing ich an, mir diese Gedanken zu verbieten, so dass ein einziger Stress aus dem Ganzen wurde, ein Hin und Her von Mich-Überwinden, der Unterdrückung-Entziehen, gleichzeitig aber einer Unterwerfung Dir gegenüber vorbeugen etc. p. p. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie mich das oft geschafft hat, na Du weißt es ja, Weinkrämpfe, Schreikrämpfe, die totalen Clinches nachher.

Heute ist das, dem Herrn der Himmel und Meere sei dank, ganz, ganz anders.

Und schon kann ich mir nichts mehr anderes vorstellen. Ich merk das daran, wie schwer es mir oft fällt, die Sachen einigermaßen zu rekonstruieren (von der seelischen Seite natürlich). Ich bin damit auch bei weitem noch nicht fertig, aber ich glaube das, was ich Dir geschrieben habe, kann als gesichert gelten.

Warum ich mir nichts anderes mehr vorstellen kann? - Weil das ein enorm überwältigendes Gefühl ist, endlich sein Körper sein zu können, seine geschlechtlichen Regungen als erfüllend erleben zu können, ich komm ins Schwärmen, ja: Liebe, Zuneigung, einem anderen Menschen zugeneigt sein, in der Sprache des Körpers, in dieser ureigenen, unverwechselbaren, ekstatischen Sprache mitteilen zu können und mitgeteilt zu bekommen. Weißt Du, das macht etwas mit Dir! Ich für meinen Teil bin dadurch nochmal ein ganz anderer Mensch geworden: freier, lebendiger, furchtloser.

Die Bedeutung und Wirkung einer kreativen, erfüllenden Sexualität, sollte niemand unterschätzen, aber richtig einordnen in einen Gesamtzusammenhang kann man/frau es, glaube ich erst, wenn man selbst so weit ist. Übrigens; das ist klar, bezieht sich dieses Zärtlich-Körperliche nicht allein auf einen gegengeschlechtlichen Partner; aber damit hatte ich ja schon früher keine Probleme, wie Du weißt.

Nur, weil es mir gerade einfällt, lass mich auch das noch sagen: In geradem Gegensatz zur landläufigen Meinung, bin ich (inzwischen) der festen Überzeugung, dass jene Menschen, die nur zu heterosexuellen Kontakten fähig sind, als Abweichler zu gelten haben. Weil

Liebe, Liebesfähigkeit und das tiefe Verlangen, geliebt zu werden, bei jedem angelegt sind und nicht nach Namen fragen. Jene Anlage ist die ursprünglichere, die Fixierung auf gegengeschlechtliche Partner dagegen ein Produkt pädagogischer, kultureller Verformung. So – jetzt hab ich mich Dir gegenüber wieder mal in ungeschminkter Art und Weise offenbart und fühl' mich ganz und gar wohl dabei, hab gar keine schlimmen Befürchtungen und Ängste, was Du jetzt von mir denken könntest und lass Dich mit Deinen (vielleicht noch viel schlimmeren) Gedanken jetzt einfach allein. Aus der dahergeflogenen Laune ist nun doch ein stattliches Brieflein geworden, und weil mir die Augen tränen - ich darf gar nicht auf die Uhr schauen - sag ich tschüss und adé . . .

**Cynthia**

P.S.: Vergiss den Anruf nicht

Geschätzter Freund!

Einer mir selbst nicht ganz erklärlichen Stimmung bitte schreibe zu, dass ich hier sitze und Dir meine höfliche Aufwartung mache. Es trieb mich zur Feder, Dich zu sprechen, Dich zu sehen, und so sann ich, wie ein Zusammentreffen am besten zu bewerkstelligen sei.

So wenig mir Dein Alltag vertraut ist, so sehr vermute ich, kann das Angebot verlocken, Dich von einem alten Freund ein wenig verwöhnen zu lassen. Ich vermag die skurrile Welt Deiner Vorbehalte zu erahnen. Bedenke aber bitte, nicht alle Deine Quellen waren immer glaubhaft, und was können ein paar gemeinsame entspannte Stunden oft schon bewirken!

Jedoch, es gäbe nichts mir Fernerliegendes, als Dich drängen zu wollen. Es ist ein Angebot, ein Angebot – mehr nicht. Willigst Du ein, so freut es mich, schlägst Du aus, so werde ich nicht trauern. Der Termin übrigens steht Dir frei, ich muss nur rechtzeitig Bescheid haben. Seit etwa zwei Monaten darf ich mich des stolzen Besitzes eines italienischen Landhauses rühmen. Zauberhaft gelegen in den Bergen, mit Blick auf das Meer, zahllosen Wander- und Ausflugsmöglichkeiten in der Umgebung und den hitzeflimmernden Lüften auf den Dächern, die uns der Sommer hier vermissen ließ. *Il mio picollo castello!*

Klingt das nicht einladend? Aber, noch einmal sei es wiederholt, es ist ein Angebot, mehr nicht, Du brauchst Dich in keiner Weise mir gegenüber irgendwie verpflichtet fühlen.

Sicher kommt mein Brief etwas überraschend für Dich. Lass Dich davon nicht irritieren und überlege in aller Ruhe. Es würde mich freuen, lieber Jossif, Dein Gastgeber sein zu dürfen.

Salut Alkmar



Ich fürchte,

das wird ein ganz blöder Brief, ein ganz verheulter, ohje!

Ich weiß nicht mehr, wo's lang geht. Seit Tagen häng ich nur rum. Ich fühl mich zum Kotzen, könnte ständig reihern und Scheiße schrein, so speiübel ist mir. Was soll ich nur machen?

Letzten Dienstag beim Frauenarzt: Ich denk, ich kipp gleich aus den Latschen. Sagt der doch glatt, herzlichen Glückwunsch, SIE SIND SCHWANGER! Freuen soll ich mich! Aber worüber denn?? Ich weiß doch nicht mal, ob ich's will. Hab's Rauchen aufgehört, sicherheitshalber.

Und jetzt hock ich gefühlt schon drei oder vier Stunden hier rum und glotz aus dem Fenster wie ein Rind. Ab und zu kommt so nen Tränenschwall hoch und schüttelt mich. Vielleicht hilft Schreiben, dachte ich.

Mit meinen Leuten hab ich's schon durchgekaut bis zum Geht-Nicht-mehr. Und ich kann eigentlich niemandem einen Vorwurf machen, dass dabei nichts Besonderes herausgekommen ist. Aber geärgert hab ich mich schon, wie Axel reagiert hat auf die Nachricht, gemein geärgert sogar. Er hat mich scharf von der Seite angeschaut und gemeint: Kein Problem, das machst Du weg! Damit war der Fall für ihn erledigt. Ich bin ins Bett verschwunden und hab mich erstmal ausgeheult. Aber mal ehrlich: Wer kann denn heutzutage noch ein Kind in die Welt setzen?? Das ist gemeiner Mord auf Raten.

Die Situation ist total vertrackt. Ich weiß noch nicht mal genau, von wem das Kind ist. Aber das ist auch nicht so wichtig. Es wäre sowieso unser Kinder, haben alle gesagt. Wie das klingt?! Natürlich hab ich die Pille vergessen und nicht der Axel, der Gernold oder der Peter, Herrgott! Die letzte Entscheidung liegt natürlich bei mir, haben alle gesagt. Schön, dass sie mir wenigstens diese Entscheidung lassen. Eigentlich ist nur Magda dafür, dass wir's bekommen, die Ulla ist so indifferent.

Man könnte meinen, ich müsste wissen, was ich will. Aber sorry, keine Ahnung! Ich weiß nur: Allein pack ich das nicht mit dem Kind. Ich muss mich da schon auf jemanden verlassen können. Nur, der Axel will demnächst über großen Teich, und wer weiß, ob der jemals wieder auftaucht. Also muss ich's irgendwie alleine durchstehen, zumindest die Entscheidung, ob ich's will oder nicht. So ein Kackmist.

Was nützt es denn dem kleinen Frosch, wenn er jetzt kommt. Der eine wird ihn ablehnen, der Zweite ist schon halb weg und der Dritte hat nichts dagegen, kümmert sich aber nicht.

Und ich, ich dreh total durch allein. Ich kann doch kein Kind erziehen, nein, das geht nicht! Eigentlich rechnen hier alle damit, dass ich abtreibe. Und wenn ich jetzt komm und sag, ich will's, dann ist das das Ende vom Moos. Das will ich auch nicht!

Wenn ich's will, dann zieh ich aus. Ich will niemanden belasten, schon gar nicht die Leute vom Moos. Wer weiß, wie ich reagieren würde, wenn Ulla jetzt käme mit so nem Bambs. Wir sind doch alle viel zu flippig. Und ein Kind braucht doch sowas wie einen ruhenden Pol. Ich allein und Magda, wir bringen das nicht.

Ach ist mir schlecht. Zum Kotzen diese Unentschlossenheit. Ich mach's weg. Schluss! Jedes Kind hat ein Recht darauf, Wunschkind zu sein. Ich mach's weg. Morgen geh' ich zur Beratung. Wird ein Sozialfall, denk ich. Wird für alle das Beste sein.

Allmächtiger! Wie, wo, wer, wann, warum? Warum? Ja, warum? Die werden mich löchern nach allen Regeln der Kunst. Und dann das Gerenne von Pontius zu Pilatus. Das reicht schon für nen Abgang, diese seelische Kastration.

Aber - was ist das eigentlich für ein Irrsinn, ein kleines hilfloses Leben zu töten und dafür Amtshilfe in Anspruch zu nehmen. Irgendwie vollkommen pervers. Ich bin doch gesund, mir fehlt nichts. Warum soll ich kein Baby haben? Weil's mir nicht in den Kram passt? Was muss das für ein gottverdammte hochwichtiger Kram sein?

Ich fühle, dass ich das Baby will, ich fühle das hinter allen Sorgen und Ängsten. All die Schwierigkeiten, all die verdammten Probleme sind doch lösbar, wenn ich's wirklich will. Jossif! Ich kann es doch nicht so abtreiben, nicht einfach so wegmachen lassen. Mein Leib' lang werd ich mir Vorwürfe machen: Du hast nicht alles versucht, um sein Leben zu ermöglichen. Warst nur zu bequem, zu ängstlich, zu ichbezogen. Eine Abtreibung verkrafte ich seelisch nicht, nein, ich glaube ich gehe kaputt an sowas. Genau wie Jennifer. Die kam auch nicht drüber weg. Sie sagt, sie würde nie mehr abtreiben. Sowas macht man höchstens einmal, sagt sie. Das zweite Mal ging mal selbst mit. Es muss grausam sein. Ich kenne Jenny und ich kenne mich.

Ich möchte die Abende nicht missen, wo es passiert sein muss. Aber jetzt muss ich auch geradestehen dafür. Vielleicht ist das altmodisch, wenn frau so denkt, aber das ist mir schnuppe. Vielleicht hab ich ja eines gewollt und mich deshalb darauf eingelassen, wer weiß? Die Natur findet immer wieder Wege. Dann würde ich jetzt gegen meinen innersten Willen handeln. Will ich, soll ich das etwa?

Ich seh' mich schon als Mutter. Du liebe Zeit. Wahrscheinlich gibt es noch ein paar

schlechtere als mich . . .

Zum Glück bin ich jetzt etwas ruhiger. Das habe ich Dir zu verdanken, Jossif. Auch wenn Du den Brief nie bekommen solltest. Ich schreibe hier in der Vorstellung, an Dich zu schreiben. Das ist viel wert, unendlich viel. Du warst so lieb, als wir uns das letzte Mal gesehen haben. Der alte Kerl zwar, mit dem alten Kern, aber umschlossen von einer ganz neuen empfindsamen Hülle. Ich bin so froh über diese Erinnerung an Dich!

Ach, es wäre doch irgendwie schön, wenn ich das Kind haben könnte. Aber ich fürchte, die Umstände zwingen mich zum Gegenteil. Wovon soll ich leben, wenn ich nicht mehr am Moos sein kann? Ich hab ja noch nicht mal einen richtigen Schulabschluss. Das heißt doch hier in D soviel wie allerletzte Schublade.

Vielleicht sollte ich doch noch einmal mit allen reden. Zuerst würde ich sagen, bitte versteht mich und respektiert das: ICH möchte das Baby! So, und dann? Dann würde ich sagen, wir müssen uns nur noch darüber unterhalten, ob ich hier bleibe oder weggehe. Ich möchte nicht, dass ihre eine mitleidsvolle Scheinentscheidung trifft, die ihr bald bereut. Ich möchte, dass ich das Baby kriege mit oder ohne euch. Ich komm' bestimmt allein zurecht, wenn ihr es nicht wollt, das Kind. Ich hab' mir das reiflich überlegt. Ihr braucht also nicht irgendwie Rücksicht nehmen . . .

Ja – so ist es gut, so würde ich sagen. Und wenn Gernold dann antwortet: Du, Liebes, das ist schon recht, aber, aber ich hab' Dich sehr gern und möchte schon, dass Du hierbleibst, nur bitte ohne, bitte ohne Kind. Das ist auch meine freies Recht auf Entscheidung. Dann würde ich sagen: Nein, meine Entscheidung steht fest, es fällt mir so und so schwer, s o und s o, das kannst Du mir glauben. Und Gernold würde entgegenen: Du opferst also uns, all das, was wir weiter zusammen erleben können für einen unfertigen Menschen, der so leicht zu retten wäre vor der Hölle des Lebens.

Und ich würde sagen: Magda, Axel, Gernold, Peter, Ulla, bitte – wir sind und bleiben doch Freunde, daran geht doch nichts kaputt, wenn ich ausziehe, nur die Belastung, die bedrückende Belastung fällt von euch weg, das ist es doch, was ich will. Und Axel würde dazwischen meckern: Nein, Cynthia, das glaub' ich nicht. Es ist doch ein Unterschied, ob man zusammenlebt oder nicht. Und Magda würde mit fast so etwas wie gedämpftem Brüllen entgegenen: Hat doch ein einziges Mal etwas Verständnis mit der Situation von Cynthia. Wenn sie das Kind will, müssten wir doch alle zusammen versuchen, das Beste daraus zu machen. Gernold wieder: Einverstanden Magda, lass uns gemeinsame Sache

machen, aber nicht mit einem unschuldigen Wesen wie einem Kind. Magda wieder: Hör zu, Gernold, Du magst ja vielleicht Recht haben, vielleicht! Aber das musst Du Dir vorher überlegen und nicht, wenn es passiert ist!!

Ja, genau. Genau so würde es ablaufen. Ich möchte aber nicht, dass es wieder und wieder so abläuft. Ich möchte das Baby, sonst nichts. Nein, das stimmt natürlich nicht. Aber, ich glaube tatsächlich, dass wir Freunde bleiben können, auch danach. Und ich fühle mich jetzt ganz stark. Ich werde es schaffen. Wahrscheinlich werde ich ausziehen müssen, weil wir uns nicht einigen können. Ich fühle so etwas . . .

Aber, es wird sich alles geben mit der Zeit. Vorübergehend kann ich sicher bei Frank und Hertha wohnen oder sogar hier noch bleiben, bis es soweit ist.

Mein Gott, Jossif, jetzt bin ich ganz redselig geworden ob meiner Last. Wie immer, wirst Du denken. Ich kann Dir jedenfalls nochmal versichern, es hat mir wahnsinnig geholfen, das schreiben zu dürfen. Und obwohl ich auch an dieser Stelle des Briefes noch nicht weiß, ob Du ihn je zu Gesicht bekommen wirst, grüße ich Dich (mit einem dicken Kuss), ganz schön von der Rolle . . .

*Cynthia*

P.S.: Das erste Mal, glaub ich, dass mir kein P.S. Einfällt!

Liebe Cynthia,

zunächst einmal herzlichen Dank für Deinen aufrüttelnden Brief. Du weißt ja, wie schreibfaul ich bin (zumindest was Briefe angeht) und verzeihst sicher, dass das eine oder andere Schreiben von Dir unbeantwortet blieb.

Dein letzter Brief hat mich allerdings schon ziemlich beunruhigt. Du steckst da wirklich in einer ganzen dummen Sache drin. Ich hab' schon hin- und herüberlegt, was man Dir raten kann. Ehrlich gesagt, ich wüsste auch nicht, wie entscheiden. Einerseits fände ich es großartig, wenn Du Dich dazu durchringen könntest, das Kind zu kriegen. Andererseits weiß ich von Leuten, die an der Verantwortung mit Kindern verzweifelt, richtiggehend kaputt gegangen sind - aus welchen Gründen auch immer.

Aber ich muss Dir sagen, ganz ehrlich sagen: Bring's zur Welt, wenn's irgendwie geht. Freilich hab' ich leicht reden, mich betrifft's ja nicht. Aber anders als theoretisch, hab' ich mich mit diesem Thema auch noch nie auseinandersetzen müssen. Und da finde ich halt, dass es so etwas wie ein Recht auf Abtreibung gar nicht geben kann. Recht jetzt nicht im juristischen, sondern im moralischen Sinn verstanden. Leben ist etwas Einmaliges, Unwiederbringliches, Unersetzliches. Wenn Du Dir das einmal richtig klar gemacht hast, tust Du Dir schwer, Begründungen gelten zu lassen, die diesen fundamentalen Grundsatz missachten oder auch nur auf die zweite Stelle verweisen. Ich hab' wirklich lang und oft über dieses, genau dieses Problem nachgedacht, und ich kam bei allen Argumenten der Befürworter immer wieder darauf zurück: Es gibt kein Recht – von Vergewaltigungen einmal abgesehen.

Das heißt nicht, dass es unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen zu ungünstigen Konstellationen kommen kann, die dieses Recht mit einem anderen, vitalen in Konflikt bringen. Das sind meist, eigentlich immer, sehr schwierige Einzelfälle, die weit in die allerpersönlichsten Bereich einer Frau hineinspielen und die deshalb von ihr und keinem anderen Menschen sonst entschieden werden müssen. Alle Einmischungen, die sich auf den Schutz des Lebens berufen, gleichgültig ob rechtlicher, politischer, kirchlicher oder persönlicher Natur verletzen das Recht der Frau, in lebenswichtigen Fragen frei und selbstständig entscheiden zu können. Welches Recht nun schwerer zu wiegen hat, wird vom Standpunkt des jeweils Befragten abhängen. Allein die Kompliziertheit der Rechtslage macht aber, finde ich, deutlich, dass die Abtreibung keine Lösung darstellt, sondern

allenfalls ein geduldetes Missstandsprovisorium. Weil das Problem aber, abgesehen von der klinischen Zweifelhaftheit, von niemandem, keinem Gremium, keiner Regierung und keiner Frauendelegation schlüssig gelöst werden wird, müssen alle Bestrebungen darauf gerichtet sein, die Abtreibung als solche überflüssig zu machen, soweit das eben geht. Es ist die Achtung vor dem Leben eine der ganz wesentlichen Errungenschaften der abendländischen Kultur; für diesen, einen Punkt stehe ich voll hinter dem etablierten Verständnis von Humanität. Ich weiß nicht, ob Du das verstehst?!

Fortsetzung (nach eintägiger Unterbrechung)

Du liebe Zeit. Ich hab mich da in etwas verrannt, seh' ich grade. Zum Glück hab ich das noch irgendwie gespürt und hab' aufgehört. Jedenfalls kann das so nicht stehenbleiben. Dass Du mich richtig verstehst. Von dem, was ich da geschrieben habe, widerspricht nichts, kein einziger Buchstabe meiner Überzeugung. Aber ich geh' sicher nicht fehl in der Annahme, dass Dir solche Grundsatzrörterungen in der momentan Situation herzlich wenig helfen. Recht eigentlich ist die Not oft Unzeit zur Erörterung derselben. (Schon wieder so ein geschwollener Satz, der Dir kaum weiterhelfen wird!)

DESHALB: Überlies die vorstehenden Zeilen oder mach' sonstwas damit. Ich wollte Dir eigentlich nur ganz unprätentiös meine Hochachtung dafür aussprechen, dass Du entgegen aller Ansichten Deiner Mitbewohner und wider die eigenen Zweifel und Besorgnisse zu dem Schluss gekommen bist: Ich will das Kind!

Ebenso schmucklos wollte ich Dir ursprünglich und eigentlich mitteilen (und tue dies hiermit), dass ich bereit bin, Dich zu unterstützen. Das heißt konkret, Du kannst zumindest vorübergehend bei uns einziehen, falls Du Interesse daran hast. Mit den anderen ist das bereits abgesprochen.

Ich weiß nicht, wie Du über dieses Angebot denkst. Auf keinen Fall musst Du aufgrund falscher Rücksichten davon Abstand nehmen. Wir (nicht ich allein) haben das reiflich überlegt und sind letztlich zu dem Schluss gekommen, dass es eine Selbstverständlichkeit ist, Dir in dieser Form Hilfe anzubieten. Ich fände es einfach hirnerbrannt, wenn Dein Willen nur am Unwillen Deiner Mitbewohner scheitern sollte, womit ich nichts Negatives über Deine Mitbewohner gesagt haben will.

Erscheint Dir mein Angebot zu unglaublich, weil für meine Verhältnisse (vielleicht!) zu

großherzig, dann nimm bitte direkt mit Uli Kontakt auf. Dem glaubst Du vielleicht mehr als mir.

Ich muss Dich gleichzeitig warnen, Du merkst an diesem Brief, dass ich den richtigen Tonfall Dir gegenüber immer noch nicht gefunden habe. Ganz so protokollarisch nüchtern ist mir beim Schreiben dieser Zeilen nämlich nicht zumute, wie's vielleicht klingt. Ich weiß, dass ist doof, doch ich bin andererseits ziemlich sicher, dass es mündlich etwas besser klappen wird. Und solltest Du wirklich bei uns einziehen, was ich im Moment gar nicht so recht glauben will, dann werden wir den schriftlichen Austausch ja hoffentlich (bitte!) wieder einstellen.

Ich bin wirklich gespannt, wie Du Dich entscheiden wirst. Übrigens. Als letzter, schmerzlicher Ausweg bliebe ja immer noch die Freigabe zur Adoption, falls Du dem Dilemma Abtreibung entgehen willst, Dir aber die Aufgabe, ein Kind groß zu ziehen, nach wie vor nicht zutraust. Aber auch das ist natürlich nur der vermeintlich weise Ratschlag eines Außenstehenden, der für Dich wahrscheinlich nicht wirklich in Frage kommt.

Sei's drum: Du weißt, dass ich noch nie ein Meister im Seelentrösten war. Seh' es mir bitte auch heute nach! Es ist wohl nach wie vor so, dass ich anstelle von trostspendenden Worten unablässig und hilflos um Formulierungen ringe, wie zum Beispiel: Ich würde mich ja so freuen, wenn . . .

**Yours Yossif**

(Hoch lebe die Alliteration)

## Vierwaldstätter See ? Lombardai/Poebene ? Portofino ? Weg zum Schlösschen ? Schlösschen und Garten

### Im Schlösschen

Alkmar weist mir den rückwärtigen Teil des Hauses zu. Ich habe die Wahl zwischen verschiedenen Zimmern, kann auch alle gleichzeitig belegen. Entschließe mich für das mit nichts außer Schrank und Bett und einem alten Spiegel. Veranda – herrlicher Blick übers Meer – zuerst die Klippen in die Bucht hinein – Bergnester. Es dämmt. Man fühlt sich nach Kleinodien versetzt.

### Anreise

Warfen ihre Sachen nur schnell ins Haus und schlenderten ins Dorf. Sie hatten sich die Eindrücke der Fahrt, der Ankunft ungestört gelassen. Nur ab und zu hatte Alkmar erklärende Worte verloren zu diesem und jenem. Persönliches war kaum gefallen. Jossif sagte die Zurückhaltung seines Jugendfreundes sehr zu; er machte einen fast vergnüglichen, ganz und gar aufgeräumten Eindruck. Vor der Fahrt hatte er anderes erwartet/befürchtet. Alkmar hingegen schien das an Worten karge Zusammentreffen anzukränkeln. Versuchte stets ein notdürftiges Gespräch in Gang zu bringen. Jossif nur lakonisch: Ja, die Fahrt sei herrlich gewesen, die Gegend gefalle ihm gut. Und schaute ansonsten gefällig um sich, kümmerte sich nicht weiter.

### Rückblende

Es war keine ausführliche Begrüßung, aber ungewöhnlich herzlich für die Kürze und für die zwei, die sich da begrüßten. Alkmar war mit einem schweren Wagen vorgefahren, hatte geläutet, Jossif begrüßt, als sähen sie sich jeden Morgen und fuhren zusammen weg. Keiner wollte dem anderen zeigen, welche innere Anspannung in ihm war. Dann waren sie schnell aufgebrochen und hatten sich bald bewundernd den Schönheiten der Natur anvertraut.

### In der Kneipe

Sie bestellten sich eines der landesüblichen Menüs mit viel Meeresrauschen auf den Tellern



und schlürften den durchglühten Rebensaft. Dann als sie so saßen, kaum Blicke wechselten, kaum Worte fanden, dem Wein aber kräftig zusprachen, viel südländische Lebensfreude um sie herum, zog Jossif eine merkwürdige Begebenheit vor Augen.

#### Vorblende

Verschwommen lag ein Zimmer vor ihm, das sich erst langsam als das Seine zu erkennen gab im Schlösschen am Berg. Der Schleier des Ungenauen lüftete sich, und er sah sich vor einem Bett stehen, überstürzt seine Sachen in eine Tasche werfen und an ihm vorbei aus dem Zimmer laufen. Er aber folgte ihm wild gestikulierend, schrie wohl auch und versuchte ihn zurückzuhalten. Einen Moment lang stellte er sich ihm in den Weg, trat dann aber zur Seite und brüllte etwas mit verzerter Fratze, das er nicht verstand.

#### In der Kneipe/Heimweg

„Wirklich ein ausgezeichnete Wein“, lächelte Alkmar seinen Gast süß-herb von unten-seitlich an. Jossif nickte abwesend und bat, man möge zahlen und heimwärts ziehen. Der schwere Wein und die lange anstrengende Fahrt hatten sie ermüdet, so dass sie zu kämpfen hatten mit der steilen Treppe ihrer Schlafstätte entgegen. Oben angelangt, ließ sich Jossif halb aus Erschöpfung, halb einer zärtlichen Anwandlung nachgebend gegen die Schultern Alkmars fallen und wollte ihn umarmen. Der aber wich der Annäherung unmissverständlich aus. Jossif fuhr augenblicklich zurück und entschuldigte sich: „Du hast ganz recht, nichts wäre unangebrachter zwischen uns.“ Irritiert ging Alkmar einen weiteren Schritt zur Seite, sagte aber nichts. „Machen wir uns nichts vor, Alkmar. Die vertraulichen Zeiten sind vorbei. Ich bin eigentlich erleichtert, dass auch Du so denkst.“

#### Im Haus

„Entschuldige, aber ich weiß nicht, wovon Du sprichst“, gab Alkmar zurück, öffnete die Tür und trat in den kühlen Gang. „Na, ich meine ganz einfach, es wäre doch für uns und unseren gemeinsamen Aufenthalt hier ganz nützlich, wenn wir uns gleich darauf einigen könnten, unsere Vergangenheit ruhen zu lassen.“

„Verstehe“, sagte Alkmar mit einem Hauch von Gönnerhaftigkeit.

„Es bringt nichts, sich Vorhaltungen zu machen. Ich meine, unsere Jugend, die paar unvergessenen Jahre, lassen wir sie ruhen. Ich fürchte, wir kämen zu jeweils anderen

Geschichten über sie und würden uns nur wehtun.“

Alkmar runzelte die Stirn, räusperte sich und sagte dann, weil er glaubte, etwas sagen zu müssen: „Nun gut.“

„Ich schlage vor, wir behandeln uns wie zwei alte Kumpels, die einfach einen gemütlichen Urlaub miteinander verbringen wollen“, sagte Jossif, „lass uns doch für die kurze Zeit hier so tun, als könne man vergessen.“ All das sagte Jossif fast unbeteiligt und doch bestimmt. Alkmar blickte zu Boden, nickte kurz, sah ihn noch einmal an und ging dann wortlos auf sein Zimmer.

In Jossifs Zimmer

Es ist drückend heiß. Ich liege nackt auf meinem Lager und finde keinen Schlaf. Die Welt ist von geheimnisvollen Lauten, Gerüchen und Schwingungen voll. Ich kann nicht behaupten, überrascht zu sein. Ja, die Landschaft ist faszinierender als ich dachte, das Meer, die Berge – eine überwältigende Naturschönheit.

Er aber inmitten von alledem, was irgendwie gar nicht zu ihm passt, mit diesem Cote-Azur-Flaneur-Gehabe! Peinlich! Wir sind inzwischen so weit voneinander entfernt wie Nord- und Südpol. Ich fühle das bis in alle Glieder und Fasern meines Körpers hinein. In den kleinsten Bewegungen von ihm fühle ich die Gegensätze zu mir heraufschreien. Jedes Detail an ihm hat in mir seine entgegengesetzte Entsprechung. Und jetzt hocken wir hier zusammen und wollen gemeinsam Urlaub machen?

Ich gebe zu, die Situation entbehrt nicht einer gewissen Delikatesse. Ich bin bereit, das auszukosten, soll er mich nur verwöhnen. Er hat es früh zu etwas gebracht, er will es dem bedürftigen Freund zeigen, ich lasse ihn gewähren. Und wie rührend er sich bemüht! Ich frage mich nur warum, nein, wie lange noch? Wenn er erst mitkriegt, dass seinen Bemühungen keine Kniefälle, Ausrufe des Entzückens, keine Dankessalven folgen, dann . . . Aber ich will kein Spielverderber sein. Gute Nacht, Alkmar, ich danke für den schönen Tag!

Tags darauf waren beide früh auf den Beinen, wollten ans Meer. Im alten Hafen liefen die letzten Fischernachen ein, der warme Wind lag mild in den Palmen. Einige Fischer saßen auf ihren Kuttern, rauchten oder flickten ihre Netze. Alkmar deutete mit einem Lächeln hin und sagte, sie würden die Netze nur noch für die Fremden flicken, davon leben könnten sie schon lange nicht mehr.

Außer den Fischern waren kaum Einheimische zu sehen. Die Uferpromenade war von Touristen bevölkert. Hinter jedem Kiosk, jeder Mülltonne tauchten sie unversehens auf, die meisten mit den silbernen oder schwarzen Geräten vor der Brust, mit denen man heute Freizeit und Urlaub einweckt. Alkmar und Jossif hoben sich ungewollt ab von dem bunten Versandhauschic. Der eine in weißem Leinenanzug, weinroter Krawatte, soignierter Glätte und Stock an der Hand, der andere in selbstgenähten Shorts, ausgewaschenem T-Shirt und Cloques. „Schau, wie sie alle glotzen, sie werden sich noch an ihren Blicken verschlucken“, sagte Jossif und grinste Alkmar an. Der aber streifte seinen Blick nur mit einem gequälten Lächeln und schwieg.

Im Strandhotel orderte Alkmar für beide einen Aperitif und ließ ein übertriebenes Frühstück auftragen, fünf Leute wären davon satt geworden: Muscheln, Schnecken, Krabben, Seezungen, Pasteten, auch Wurst- und Käseplatten, Kaffee, Tee, Milch, Eier und Brötchen standen auf einem großen, runden, brechend vollen Tisch, an dem sie zu zweit Platz genommen hatten. Alkmar prüfte die Speisen beim Servieren naserümpfend und ließ die Hälfte davon zurückgehen. „Genug, genug“, rief er immer wieder und scheuchte die Kellner hin und her.

Die Gäste waren hier zu fein, um sich ihre Neugierde anmerken zu lassen, aber mit der Zeit schauten auch von ihnen einige pikiert auf, wenn die vollen Platten unangetastet zurückgingen. Jossif machte einige vorsichtige Andeutungen, es sei genug, man solle gehen, doch Alkmar war nicht von der Tafel wegzubewegen, er aß immer ein Häppchen, trank einen Schluck dazu, las Zeitung oder schaute versonnen hinaus auf die Promenade. Am Ende wurde ihm ein dreistelliger Betrag präsentiert. Er schaute nur flüchtig auf die Zahlen, zog einen Tausender aus der Brieftasche und legte ihn mit der Rechnung zusammen unter das Tablett. Dann standen sie auf und gingen davon, als wäre nichts gewesen.

Jossif hatte für den Rest des Tages um eine luftigere Beschäftigung gebeten, und man war schnell einig geworden, die nächste Zeit auf einem Schiff zu verbringen. Dort konnte man sitzen und war doch an der Luft. Alkmar versuchte zunächst ein Boot für sie alleine zu chartern, doch als er nicht gleich etwas fand, stiegen sie ins nächstbeste Linienboot und fuhren davon.

Auf Deck brannte ihnen die Sonne entgegen, nur eine frische Brise ab und zu brachte Erleichterung. Der Schiffsmotor knatterte einschläfernd, und der Steuermann stand

pfeifend in seinem Kommandostand.

„Ich bin durch und durch faul“, sagte Jossif, „richtig angefault“ und legte sich quer über eine Bank. Alkmar war noch etwas verstimmt wegen des missglückten Handels und schlich unruhig über Deck, später verschwand er nach unten. Nach einer Weile kam er zurück und setzte sich eine Bank hinter Jossif.

„Was ist denn los?“ fragte Jossif, als er den Unmut seines Begleiters bemerkte. Da fuhr Alkmar auf und schimpfte über den schlechten Service an Bord: Keinen Sekt, keinen Wein, überhaupt kein vernünftiges Getränk bekomme man, klagte er. So spielte er sich noch eine ganze Weile künstlich auf, bis er schließlich einwilligte, einen Becher Brantwein aus der Flasche des Kapitäns zu nehmen, den ihm dieser freundlich angeboten hatte.

Währenddessen war die Bucht mit ihren Schönheiten an ihnen vorbeigezogen, Jossif sagte:

„Was interessiert Dich jetzt der Wein, schau die herrliche Landschaft, die Luft . . .“

„Ich kenn das alles zur Genüge“, versetzte Alkmar unwirsch.

„Warum bis Du dann hier? Sekt hättest du Zuhause doch gemütlicher trinken können.“

„Bist du wirklich so naiv?“

„Stimmt es nicht?“ sagte Jossif und gab seiner Stimme einen mütterlich umsorgenden Ton.

„Zum Teufel bei Teutates, wenn mir aber nach Sekt ist JETZT!“

„Wir hatten doch eben erst das riesenhafte Frühstück.“

„Ich sagte bereits, mir ist nach Sekt . . .“

„Und nimmst doch mit Brantwein vorlieb . . .“

„Zur hohen Not!“

Jossif wandte sich kopfschüttelnd ab. Sie fuhren weiter, von Station zu Station, von Anlegestelle zu Anlegestelle, ziellos durch die ligurischen Gewässer.

Das Schiff füllte sich mit der Zeit, und wie dereinst die frische Brise blies ihnen nun ein angloamerikanisch, slawisch, romanischer Wörtersturm um die Ohren. Überall wurde eifrig herumgezeigt, erklärt, verzückt vernommen, bedeutungsvoll genickt und abgelichtet. An eine Unterhaltung war nicht zu denken. In Anbetracht der attraktiven Damenwelt um ihn herum hellte sich Alkmars Miene sichtlich auf. Jossif saß schweigend in all der Quicklebendigkeit, und niemand hätte geahnt, dass er mit dem hinter ihm sitzenden Herrn enger zu tun hatte.

Nach einer Weile drehte sich Jossif langsam nach hinten, um zu sehen, ob Alkmar noch hinter ihm saß. Der lächelte ihn etwas verlegen an und blickte dann uninteressiert weg. Als

sie die großen Touristenattraktionen passiert hatten, leerte sich das Schiff nach und nach. Bald saßen sie wieder allein an Deck und tuckerten mit dem Steuermann über den See. Der Alte, ein braungegerbter knöcherner Zeitgenosse, prostete ihnen von Zeit zu Zeit fröhlich zu, ohne dass Alkmar, der den Becher in der Hand hielt, eine Regung zeigte. Nur Jossif hob ab und zu eine Hand, um den Gruß des Seemanns zu erwidern.

Es war um die Mittagszeit, und die Sonne stach steil in die glasigen Wasser. „Wir müssen etwas unternehmen“, sagte Jossif, „sonst verkommen wir hier kläglich.“

Alkmar schaute ihn groß und fragend an, dehnte sich und kniff seine Augendeckel zusammen. „Wo sind wir?“ Er fuhr benommen hoch und stellte sich geschäftig rundumblickend auf Zehenspitzen wie ein Schiffbrüchiger, der nach hundert Tagen Land erblickt. „Ich muss eingeschlafen sein“, sagte er gleichgültig und ließ sich willenslos auf die Bank niederfallen.

„Das macht der Branntwein, er trübt die Sinne!“

Der Steuermann prostete ihnen wieder zu, und sie beschlossen im nächsten Ort auszusteigen, Essen zu gehen und mit dem Bus heimwärts zu tingeln. Abends drängte Alkmar mächtig darauf, noch einmal auszugehen, in eine Bar, ein Casino, ein Cabaret, aber Jossif hatte der Eindrücke genug und zog sich auf sein Zimmer zurück.

Am nächsten Morgen saßen sie sich lange wortlos gegenüber. Alkmar blätterte in einer Illustrierten und trank Tee, während Jossif noch mit dem Frühstück beschäftigt war. Er wunderte sich, dass Alkmar außer dem Morgengruß keine Äußerung getan hatte. Als er mit dem Frühstück fertig war, trug er ab und ging in die Küche.

Nach einer Weile kam er zurück. Alkmar saß immer noch in der gleichen Haltung am Tisch wie vorher.

„Ist etwas passiert“, fragte Jossif. Alkmar schaute kurz auf und schüttelte lächelnd den Kopf. „Wie kommst du darauf?“ sagte er schnell, als Jossif schon dachte, er wolle sein Schweigen nicht brechen.

„Hast du gar nichts vor heute?“ Alkmar schaute erneut auf und überlegte. „Vielleicht später.“ Dann vertiefte er sich wieder in seine Zeitschrift.

Es war eine Wand zwischen ihnen, sie kamen sich kein Jota näher, etwas stieß sie voneinander ab, wann immer sie aufeinander zugehen wollten. Und die Elemente zwischen ihnen waren zusehend angespannt, knisternd und elektrisiert.

Jossif querte das Zimmer und ging auf den Balkon. Die weite blaue Bucht lag ruhig vor ihm

in der Vormittagssonne. Weit unten hörte man das Wasser zischen, die Klippen umspielen. Seine Hände umfassten das Gelände, er beugte seinen Körper vornüber, bis die Beine vom Boden abhoben. Dann ging er zurück ins Zimmer und legte eine Schallplatte mit ruhiger Musik auf. Er setzte sich Alkmar gegenüber und sagte abtastend: „Ich möchte dir etwas erzählen.“ Dabei legte er die Finger mit Bedacht ineinander, die Hände so vor sich auf den Tisch und reckte den Kopf nach vorn. Alkmar blickte für einen Moment von seiner Illustrierten auf und schaute Jossif kerzengerade in die Augen. „Ist es wichtig?“ „Ach, keine Ahnung, wenn es dich nicht interessiert“, entgegnete Jossif leicht irritiert. „Oh doch, erzähl!“ „Ich weiß nicht, wie ich anfangen soll. Und ich weiß nicht, was das Ganze für eine Bedeutung hat.“ Alkmar schaute Jossif auffordernd an. „Es ist so, ich hatte die letzten Tage so merkwürdige Tagträume. Als wir essen waren im Dorf, Du erinnerst dich, sah ich mich plötzlich ganz überstürzt von hier aufbrechen. Es war nur ein kurzer Moment, aber ich ahnte gleich, worum es ging.“ „So, so“, sagte Alkmar gedehnt und nahm einen Schluck Tee aus seiner Tasse. „War das alles?“ Gestern auf dem Boot, als du eingeschlafen warst, war noch etwas Seltsames. Mir ging dauernd ein Zwiegespräch zwischen uns durch den Kopf, ich kann es nicht mehr genau wiedergeben, aber ich glaube, wir waren sehr geteilter Meinung.“ „Wirklich, ist es die Möglichkeit?“ Alkmar lehnte sich schmunzelnd in seinem Sessel zurück. „Ich finde es überhaupt nicht lustig“, sagte Jossif, „es klingt für dich vielleicht banal, aber ich finde das höchst eigenartig mit diesen Tagträumen.“ „Es waren also gleich mehrere, jedenfalls mehr als zwei?“ spottete Alkmar. „Noch einer, gestern Abend“, sagte Jossif und versuchte den Ernst seiner Stimme zu verstärken. „Es war wieder ein heftiger Disput zwischen uns. Aber ich weiß nur noch das Thema, ein ganz und gar profanes Thema, eigentlich gar nichts für Träume oder Träumereien!“ „Was du nicht sagst“, versetzte Alkmar im Aufstehen. „Hast du eine Erklärung dafür?“ „Nein, wie gesagt, ich wollte es dir nur erzählen.“ „Das ist sehr nett von dir“, hörte man Alkmar aus der Küche rufen. „Du scheinst auch keine zu haben?“ „Nein, natürlich nicht“, hallte die Antwort durchs Haus. „Ich weiß doch nicht mal, worüber

wir gestritten haben sollen . . .“

Jossif stand auf, steckte seine Hände tief in die Hosentaschen, senkte den Kopf zu Boden, ging im Zimmer auf und ab und wartete bis Alkmar zurückkam. „Eigentlich würde mich schon interessieren, wie Du in Wirklichkeit über vieles denkst, was ich mir bislang nur so zusammenspintisiert habe.“

„Was denn genau?“ wollte Alkmar wissen, der zunehmend genervt wirkte. „Jetzt rück' endlich raus mit der Sprache.“

„Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass ein vernünftiger Mensch wie du nicht merkt, dass unser ganzes Wirtschaftssystem früher oder später zusammenbrechen muss, weil es überhitzt ist, chronisch ungesund und weil es den permanenten Konsumwahn der Leute quasi als gottgegeben unterstellt. Wir brauchen nicht immer mehr und mehr und mehr! Auf Dauer kann das verdammt nochmal nicht gutgehen?!“

„Du hast vielleicht Sorgen? Ich will dir etwas sagen, Jossif, klipp und klar sagen: „Ich kenne kein leistungsfähigeres System als das unsere“.

„Das hab ich mir leider fast gedacht. Aber sei mal ehrlich: Das ganze verfluchte, unnötige und irgendwie nutzlose Zeug, mit dem du dich umgibst, deutet das nicht auf ein große innere Leere bei dir hin? Hast du diesen ganzen Mist wirklich nötig? Gibt es nichts Wichtigeres für dich?“

„Es gibt nichts Wichtigeres als dich je selbst.“

„Aber das ist doch nicht wirklich wichtig an Dir, wieviele Pferdestärken du befehligen kannst! Das beweist doch nur, dass dir etwas viel Entscheidenderes fehlt.“

„Ich wüsste nicht, was mir fehlen soll! Ich kann dies und jenes sein und wohlhabend dazu und obendrein reich, ich sehe da ganz und gar keinen Widerspruch.“

„Ich schon, ich behaupte nämlich, man kann heute nicht mehr reich sein ohne gleichzeitig sehr verantwortungslos zu sein.“

„Wie bitte?“

„Wir leben hier alle auf Kosten eines ärmeren, zum Großteil sogar hungernden Teils der Menschheit. Und wer die Augen davor verschließt, hat nicht nur einen globalen Zusammenhang weniger erkannt, nein, er leistet indirekt Sterbehilfe und das nicht nur einmal.“

„Welch maßlose Übertreibung! Ich helfe keinem einzigen Menschen, indem ich mein Auto zurückgebe, mein Haus verkaufe, in Sack und Asche lebe, das ist es doch, was immer

vergessen wird“.

„Es gibt Bedürftige auch bei uns, nur nebenbei“.

„Denen helfe ich mit Almosen genausowenig wie den Staaten der Dritten Welt mit irgendwelchen Mildtätigkeiten. Das wäre höchstens eine verhätschelnde Gewissensberuhigung, mehr nicht. Der Bettler um die Ecke muss lernen, für sich selbst zu sorgen, ebenso wie Afrikaner, Inder, Lateinamerikaner. Wofür gibt es denn die sozialen Einrichtungen und die Entwicklungshilfe, die alle von meinen Steuergeldern bezahlt werden, von nichts sonst“.

„Das ist es ja, was ich vorhin meinte. Gäbe es diese staatlichen Einrichtungen nicht, würdest du keinen Heller opfern. Denn ganz so ist es nicht, wie du sagst: Mit Almosen oder Spenden löst du die Probleme nicht, richtig, aber du hilfst sie solange mildern, bis sie endlich gelöst sind. Aber ich will dir keinen Vorwurf machen, weil unser System genau die Menschen hervorbringt wie dich: Du bist ein bedauernswertes Opfer des Systems!“

„Dass ich nicht lache . . . Darf ich fragen, welche Bezeichnung dann für den werten Herrn zutreffend wäre? Versager vielleicht? Du hast doch längst kapituliert, weil du den Anforderungen unseres Systems offenbar nicht gewachsen bist.“

„Im Gegenteil, ich habe dem zerstörerischen unmenschlichen Wirtschaften bei uns abgeschworen, das die Menschen unter der Leistungsgeißel knechtet, damit sie sich von ihrem hart verdienten Geld Kitsch und Dreck kaufen können.“

„So konsequent hat noch kaum jemand unserer Gesellschaft den Rücken gekehrt, dass er ihre angenehmen Seiten nicht hätte mitnehmen wollen.“

„Ich möchte wirklich wissen, wer von uns der größere Schmarotzer ist. Du, der du das verdammte Glück hast für dein bisschen Arbeit maßlos überbezahlt zu sein oder ich, der versucht, so bescheiden wie möglich zu leben?“

„Ich will dir was verraten: Im Grunde interessiert es mich überhaupt nicht, wie die Leute neben oder nach mir leben. Jeder ist sich selbst der nächste, und wenn die Mehrheit so denkt und handelt, was ja der Fall zu sein scheint, stellt sich zwischen den Menschen von selbst ein Ausgleich ein“

„So einen Standpunkt kannst du zur Not vertreten bei einer Populationsdichte zu Zeiten der Goten und Gallier. Eigentlich braucht eine funktionierende Gesellschaft aber immer die Solidarität der Stärkeren mit den Schwächeren. Und gäbe es nicht ein paar Rücksichtvolle, das System läge längst in Scherben.“



„Genau umgekehrt ist es: Solange es die Rücksichtsvollen gibt, wird es auch die Rücksichtslosen geben! Erst wenn Erstere eingesehen haben, dass man mit Rücksicht, Toleranz und Nachsicht zu nichts kommt, werden auch die extremen Fälle von Rücksichtslosigkeit verschwinden.“

„Leider ist es nicht ganz so einfach, wie du hier belehrend ausführst.“

„Zugegeben, es ist nicht einfach . . .“

Jossif war die ganze Zeit im Zimmer auf- und abgegangen und schaute jetzt lange nachdenklich hinüber zum Meer.

„Eines hast du jedenfalls geschafft“, sagte Alkmar, „du hast mir gehörig die Laune verdorben mit deinen Gemeinplätzen und deinen moralinsauren Reden.“

„Entschuldige, das war wirklich unbedacht.“

Alkmar erhob sich schwerfällig und zog ein langes missmutiges Gesicht. „Wie konnte ich nur so unvernünftig sein und mich auf dieses Gespräch einlassen“, grummelte er vor sich hin, „ich muss jetzt weg hier, sonst fällt mir die Decke auf den Kopf. Willst du mich begleiten?“

„Ich bleibe, falls du nichts dagegen hast“.

„Was sollte ich dagegen haben!“

Alkmar warf Jossif noch einen geringschätzigen Blick zu und ging dann auf sein Zimmer. Später kam er zurück und verabschiedete sich.

Für Jossif war es wie eine Erlösung, dass Alkmar fortging. Er atmete tief ein, ging auf den Balkon, schaute lange in die Blüten und Blätter des üppigen Gartens und saugte die warme duftende Luft ein. Mit geschlossenen Augen sah und fühlte er die Milde des heraufziehenden Spätnachmittags. Auf seinen Augendeckeln lag ein Zittern von der Anstrengung des Gesprächs. Er holte wieder tief Luft und streckte seine Arme weit aus, wobei der ganze Körper für einen Moment in Anspannung geriet. Dann plötzlich ließ er sich los, so dass seine Arme mit einem Schlag nach unten fielen, und der Körper halb in sich zusammensackte. Um nicht zu Boden zu fallen, musste er sich am Geländer abstützen. Daran zog er sich langsam hoch, blieb stehen und schaute über die Bäume und Sträucher die Felsen hinab. Später holte er sich einen Stuhl, setzte sich auf die Veranda und steckte sich eine Zigarette an.

Er dachte an die vielen Menschen in der Bucht, an ihre tausend Phantasien, ihre Wünsche und Ideen, an die Menschen, die hier vor fünfzig oder hundert Jahren einmal gelebt haben

mochten, und an ihre Vorfahren und die Ahnen jener Vorfahren, an die unvorstellbaren Geschichten die ganze Menschheitsgeschichte entlang, an den Sprung davor, den ein affenähnliches Wesen todbringend ins Menschsein gewagt haben musste, an die Zeiten der Meere und Stürme, der Vulkane und der flüchtigen Gase. Und er sah die Erde vor sich in den Weiten des Kosmos, als die ersten Sterne vorsichtig zu funkeln begannen, ahnte ihr undenkbares Alter, ihre schier unendliche Ferne und ihr unlösbares Geheimnis. Und als er so dachte und sann, kam es ihm unbegreiflich und lächerlich vor, kleinmütig und albern, wie es die Menschen immer fertigbrachten, sich besserwisserisch voreinander aufzublähen.

Die lange gewendelte Steintreppe fiel gemächlich zwischen Büschen und Sträuchern ab auf ein kleines kreisrundes Plateau, das von einer alten, weiß bepinselten Holzlaube überspannt war. Wild durchwucherten sich dort Wein, Efeu und andere Lianen zu einer undurchdringlichen Haube, die an ihren Rändern zerfranst über das braunfleckige Gras auslief. In der Laube herrschte stetes Dämmerlicht, und den Stand der Sonne ahnte man allenfalls am stickigen oder flüssigen Zustand der Luft. Manchmal waren die Gerüche in der Laube von einer derart konzentrierten Würze, dass man nach zwei-, dreimal Atemholen gern wieder ans Licht zurückfand. Mitunter aber waren sie geradezu verführerisch und bezaubernd. Dann zog die Laube ihre Besucher so lange in ihren Bann, dass sie die Zeit vergaßen. Dort, wo das Laubwerk am üppigsten zu Boden hing, ließ sich mit den Händen ein kleiner Spalt in das Blattwerk formen und gab den Blick frei auf den nahezu unbewachsenen Vorhof des Schösschens. In der Mitte des Hofes ragte eine mächtige Pinie, sich am Ende wie ein Feuerwerk auffächernd, in den Himmel und breitete ihre langen Arme schattenspendend über das Haus. Dieser Hof war einer von Jossifs Lieblingsplätzen. Meist hatte er einen Fuß auf die locker zu einer Einfriedung geschichteten Steine gestellt und schaute ins Land. An klaren Tagen trug einen der Blick von hier über die Küstenberge bis weit ins Landesinnere hinein. Den Stürmen fliehend schmiegen sich Häuser und Bäume dicht aneinander gedrängt in die Bergschluchten, und die Berge selbst stürzten am Rande der Bucht jäh ab, wo Firmament und Wasser zum großen Meer verschwammen. Unterhalb des unbewachsenen, eiförmig angelegten Vorhofes erstreckte sich der Steingarten auf mehrere voneinander abgesetzte Terrassen. Entlang des Weges wuchsen Blumen und exotische Pflanzen von berückender Schönheit, Bäume mit Orangen- und Zitrusfrüchten wechselten sich mit Feigen- und Ölbäumen ab, Kakteen mit unaussprechlichen Namen säumten die geplatteten Stege des paradiesischen Gartens. Über eine kunstvoll aus dem Fels gehauene Treppe erreichte man das schmiedeeiserne Eingangstor. In einem weitausholenden Bogen führte dort ein Weg vorbei, der, nach einer Seite breiter werdend, ins Dorf führte, auf der anderen über Brücken, Stege und felsige Engpässe auf die ins Meer hinausgeschobene Landzunge. Jossif ging entlang dieses Wegs, rauchte, blieb hin und wieder stehen, um sich eine Pflanze, einen Stein näher anzusehen, kehrte bisweilen sogar um und nahm die Dinge ein zweites Mal in Augenschein und bewegte sich so langsam vom Haus auf die Landspitze zu. Es war

ein kühler, wolkenverhangener Tag, und obgleich er eine Jacke übergezogen hatte, fröstelte ihn. Das felsige Wegstück lief an manchen Stellen so eng zu, dass es zwei Menschen schwer hatten, aneinander vorbeizugehen. Zur Linken fiel es über Geröll und Felsbrocken steil ab, zur Rechten ragte der nackte Fels auf, zwischendurch waren immer wieder hüfthohe Steinmauern aufgeworfen, um dem Wanderer eine trügerische Sicherheit zu bieten. Sie hatten sich einen ganzen Tag, eine ganze Nacht und einen halben Vormittag nicht gesehen. Alkmar musste das Haus gleich nach Sonnenaufgang verlassen haben oder war überhaupt nicht heimgekehrt. Jossif hatte nur einen Zettel in der Speisehalle vorgefunden, auf dem Alkmar zu einem Rundflug über die Küste einlud. Aber die kurze Mitteilung war unvollständig hinterlassen worden, der letzte Satz brach in der Mitte ab. Sie gingen sich aus dem Weg und mieden sich, wo es nur ging. Das war es, was der bisherige Urlaub zuwege gebracht hatte. Aber für beide schien es so das Beste zu sein.

Alkmar erfreute sich in dieser Gegend bester Gesellschaft. So schmal und unwegsam die Marschroute auf die Landzunge bisweilen auch war, es gab immer wieder Stellen, wo der Fels, Ausbuchtungen und kleine Einschnitte öffnend, zurücktrat. Dort stellten sich feudale Sommersitze, kleinere Villen oder auch nur aufwendig vergrößerte Wochenendhäuschen ein, versteckt hinter dichtem Pflanzenbewuchs, der die Anwesen märchenhaft einhüllte. Teilweise waren die Pforten schon dem Verfall preisgegeben. Die Namensschilder an den Eingangstoren waren rostüberzogen, von Flechten überwachsen oder gänzlich unauffindbar. Aber man täuschte sich, wenn man glaubte, die Häuser seien unbewohnt. Viele reiche Italiener aus der Stadt zogen sich hierhin zurück und wussten sehr genau, warum sie ihre Anwesen nicht auffällig renovierten. Anscheinend wäre es zugleich gefährlich und ehrenrührig gewesen, die nobelige Anonymität aufzugeben.

Vor Meer kam ein frischer Wind auf. Jossif knüpfte sein Jacket bis oben zu und beschleunigte seinen Schritt. An den Berggipfeln über der Bucht staute sich eine trutzige graue Wolkenwand auf, über der kleinere weißgelockte Wölkchen rasch landeinwärts zogen. Jossif stand da und beobachtete gespannt das Naturschauspiel. Solange er seine unangenehmen Träume vergessen konnte, war er von einer unbeschwerten Heiterkeit. Er war etwas beunruhigt deswegen, aber eigentlich konnte sein schon Wochen andauerndes Stimmungshoch nichts anfechten. Und so schob er sein angeregtes Traumerleben auf das Konto sensibilisierter, geschärfter Erlebnisfähigkeit. Bis zum wirklichen Tod starb man tausend Tode im Kopf, und vielleicht war ja gerade das gesteigerte Lebensgefühl.

Umständlich kramte er eine schäbige Postkarte hervor, mit einer schlechten Fotografie des Fischerdorfs darauf, in dem sie sich aufhielten. Gegen einen Baum gelehnt, schrieb er:

*Euch allen, mein Wunsch, soll es so ergehen wie mir momentan: abenteuerlich  
hochgestimmt, überraschend beglückt, unverschämt gelassen, verboten gut. Grüße an  
Cynthia und den dicken Bauch. Er oder sie soll's erwarten, bis ich wieder im Lande bin.*

*Jossif*

Die Insektenschwärme ballten sich zu quirligen Trauben zusammen, die alle paar Meter kurz entschlossen zu durchmessen waren. Weiter in Richtung Meer zog der Wind an, und die Mücken verschwanden. Aus den gegen die Erde geduckten Gräsern und Büscheln sang ein einsamer Vogel tapfer gegen das strenge Pfeifen des aufkommenden Sturms an. Jetzt, da die Winde über die Felsen jagten, die ersten Tropfen klatschend zu Boden fielen und ein dickes Wolkenband den Horizont verdunkelte, trat die Kargheit der Landschaft bizarr hervor. Zu all dem abgestuften Grau und Schwarz und Schwarzweißgrau bildeten die tiefdunkelgrünen Nadeln und Blätter der Bäume und Sträucher einen starken Kontrast. Aus ihrer gewohnten Stellung gebracht, vom Wind in die Luft gehoben oder zur Seite gedrückt, wurde sichtbar, dass sie den unfruchtbaren Fels wie ein Ertrinkender umklammerten. Eine lange, mehrmals über Eck laufende Treppe führte am Leuchtturm vorbei auf den kleinen, ganz ins Meer vorgeschobenen Aussichtspunkt. Unterhalb des Turms drückte sich ein verlassenes Häuschen in den Stein. Daran ging Jossif vorbei, schwer gegen die scharfe Brise gestemmt. Der Sturm wirbelte den Regen heftig durcheinander, fauchte und brauste den Felsen herauf, auf dem Jossif stand, den Blick in das zischende, wütend grollende, aufschreiende Wasser gerichtet. Die einzelnen Wolken hatten sich in einen riesenhaften Kessel ergossen, der nun von allen Seiten um ihn herum ausgeschüttet wurde. Mit Mühe hielt er sich aufrecht, stand mit dem Rücken gegen die Felsmauer gedrückt, um nicht weggeweht zu werden, während der schleudernde Regen seine durchnässten Kleider und Knochen durchpeitschte. So der tosenden, brüllenden Natur schutzlos ausgeliefert zu sein, musste das Ende bedeuten, dachte er, und obschon es nicht sein Ende war, ahnte er, wie es eines Tages würde sein können.

Am nächsten Morgen saß Alkmar wieder komplett mislaunig beim Frühstück. Jossif war ebenfalls verstimmt und angriffslustig, weil er kaum geschlafen hatte. Das atomare

Wettrüsten zwischen den USA und der Sowjetunion hatte ihn wieder einmal um den Schlaf gebracht. Er verspürte eine teuflische Lust, seinen Ex-Freund mit genau diesem Thema zu konfrontieren, denn er wusste, sie würden darüber niemals einen Konsens finden.

–Meinst du wirklich, die beiden Weltmächte haben sich das alles genau überlegt?

–Denke lieber, wie Generalstäbe zu denken pflegen, wenn du dir denken willst, wie sie gedacht haben könnten. Denke daran, dass es eine Kunst genannt wird, Kriege zu führen.

–Dann erweist sich hier als Verhängnis, dass der Mensch heute nur noch als Zahl, als verfügbare quantifizierbare Größe gesehen wird?

–Vielleicht, wahrscheinlicher aber ist, dass hier uralte Triebe am Werk sind. Es hat sich viel geändert an der Art der Kriegsführung, wenig aber an den Ursachen, warum er geführt wird.

–Könnte vielleicht das der archimedische Hebel sein? Wenn ich auch als Sieger eines Atomkriegs mit meinem Ende rechnen muss, weil alles verseucht ist . . .

–Nicht in den Köpfen derer, die ihr leblang auf Sieg und Niederlage geeicht sind.

–Einverstanden, wenn Staatsmänner und Generäle zu solchem Denken nicht in der Lage sind, dann aber vielleicht das Volk! Warum herrscht hier Lethargie statt Aufstand, warum Passivität, statt Umsturz?

–Ich fürchte, es ist dasselbe Phänomen, das auch Hitler zur Macht verholfen hat: Unwissen auf der einen und Desinteresse auf der anderen Seite.

„Ich verstehe nicht, wie du so etwas in aller Seelenruhe sagen kannst“, versetzte Jossif gereizt, „wo es um den Wahnsinn der totalen Vernichtung unseres Planeten geht - durch einen sinnlosen, atomar geführten Krieg zwischen den Weltmächten in Ost und West“, schmettete er Alkmar entgegen.

„Jetzt übertreibst du aber entschieden! Niemals in der Geschichte hat uns das Gleichgewicht der nuklearen Aufrüstung, das Gleichgewicht des Schreckens zu einer so langen friedlichen Epoche verholfen wie nach dem Zweiten Weltkrieg.“

„Und du glaubst wirklich diesen Schwachsinn, der uns von den Kriegstreibern immerzu vorgebetet wird?“ Jossif hatte sich in Rage geredet und schaute Alkmar wütend an.

„Ja, das glaube ich!“

„Dann will ich keinen weiteren Tag mit dir unter diesem Dach verbringen!“, schrie Jossif.

„Es hält dich niemand hier!“ Etwas von der Gereiztheit seines früheren Freundes war

plötzlich auch auf Alkmar übergesprungen. „Du bist meiner Einladung freiwillig gefolgt, soweit ich weiß.“ Alkmar stand vor dem Bildnis eines alten italienischen Meister, hatte die Hände tief in den Hosentaschen vergraben und wippte unruhig von einem Bein aufs andere. „Außerdem hatte ich für gestern einen Rundflug für uns organisiert, der ins Wasser fallen musste, weil du verschwunden warst.“

„Das tut mir leid“, heuchelte Jossif.

„Du gehst mir regelrecht aus dem Weg, glaubst du, ich merk' das nicht?“ Alkmar schaute Jossif vorwurfsvoll an. Der aber mied seinen Blick und entgegnete: „Ich dachte, das sei auch dir recht . . .“

„Recht, recht“, fiel ihm Alkmar ins Wort, „warum glaubst du, habe ich dich eingeladen?“

„Sag's mir, ich weiß es nicht“, gab sich Jossif begriffsstutzig.

„Frag nicht so blöd“, raunzte Alkmar ihn an, „am besten wird es sein, du packst jetzt deine Sachen und gehst!“

„Das ist doch nicht dein Ernst?“ erwiderte Jossif mit verschlucktem Grinsen.

„Pack deine Sachen und geh!“

„Du spinnst!“

„Spar dir deine Kommentare“, herrschte ihn Alkmar an. Um seiner Aufforderung Nachdruck zu verleihen, hielt er die Tür auf und zeigte hinaus. Jossif stürzte mit ausholenden Schritten auf die Tür zu, riss sie Alkmar aus der Hand und schlug sie polternd zu. Dann ging er betont schlendernd und mit verschränkten Armen ins Zimmerinnere zurück.

„Was fällt dir ein“, entrüstete sich Alkmar.

„Ich will dir etwas sagen“, versetzte Jossif reflexartig, legt seine Stirn in Falten und fuhr langsamer fort: „Du warst damit einverstanden, dass wir unsere Vergangenheit ruhen lassen und hast mir gegenüber mit keiner Silbe geäußert, was du dir eigentlich erwartest von diesem gemeinsamen Aufenthalt. Ist es so oder hab ich recht?“

Alkmar schaute zur Seite und schwieg.

„Wie kommst du dann dazu, dich hier wie ein pubertäres Großmaul aufzuspielen. Ich finde deinen Auftritt lächerlich! Das sind komplett anachronistische Verhaltensweisen, die du hier an den Tag legst.“

„Ich hätte gute Lust, dich eigenhändig rauszuwerfen“, zischte Alkmar zurück und rang um Fassung. Jossif stand in der Zimmermitte und machte ein fassungsloses Gesicht. Danach schwiegen sich beide für eine ganze Weile an, ehe sie das Zimmer in entgegengesetzte

Richtung verließen – ein Duell, das das Wortgefecht mit anderen Mitteln fortsetzte, nur aggressiver.

Der alte Menschheitstraum: Fliegen! Nicht aus der eigenen Arme Kraft, gewiss, mit Gestank und Lärm, emporgetragen von einer Blechkiste, doch sie fliegt! Das milde Land, wie es der Vogel sieht.

Noch enger gedrängt liegt, was man gewohnt ist, eng zu sehen, nachdem man vom Gipfel herab es sah. Täler, scheinbar verbunden, nur durch einen sanften Bergrücken getrennt, von oben sind sie eins. Und wie sich Häuser und Hütten in alle Spalten und Ritzen verkrabbeln und doch an einem Band hängen, dem Band der Zivilisation. Straßen und Wege sind Verbindungsglieder, bald behäbig über Land geschwungen, bald ängstlich krumm gewunden. So mancher See leckt schon fast am Meer, nur unten weiß es niemand, weil das Massiv den Weg versperrt.

Dann wieder Wälder und herrliche unberührte Täler, ihr Anteil gegen das Bemenschte ist mächtiger, als man glaubt. So weit holen sie aus: das Feld, die Wiese, der Hain. Diese Weite wird man unten schnell vermissen. Die Farben blenden. Satt das rasengrüne Parkgelände, zart die luftigeren Höhn, alles wie in Seidenblau getaucht. Darüber, der weiß ondulierte Horizont, locker geschichtete Wölkchen. Wir fliegen ihnen entgegen. Erst aber ist ein Gipfel zwischen uns und den Wolken. Der Motor heult auf, wir steigen gegen die Sitze gepresst. Meine Hände zittern, zittern immer noch. Mit einem Mal liegt er unter uns, sein Kreuz rutscht unter unseren Füßen weg. Es öffnet sich ein Tal, ein großes, ausgedehntes, nach außen hin wellig ansteigendes Tal. Von oben schräg fliegen wir in es hinein. Plötzlich taucht mein Blick in milchiges Gestäube, dann plötzlich reißt es wieder auf, ich sehe eine Wolke unter uns. Bald holt uns der Nebel ein. Lange fliegen wir durch graubauschiges Weiß. Mein Blick tastet sich ins Flugzeuginnere.

Ein leichter Schwindel erfasst ihn. Die ruckartigen Bewegungen des Flugzeugs und der schwankende Luftdruck verwirren sein Gleichgewichtsorgan. Mit einer Hand krallt sich Jossif am Griff über der Seitentür fest. Sein Magen hebt sich, ganz blutleer wird sein Kopf.

Er schaut noch einmal zurück auf Bett und Spiegel und genießt den Geruch von Lavendel, der das Zimmer durchströmt. Dann schließt er das Fenster, nimmt im Vorbeigehen den



Koffer vom Bett, öffnet die Tür und tritt hinaus auf den kühlen Gang. An der Laube, den Blumen und Büschen vorbei beschleunigt er seinen Schritt. Fast laufend durchmisst er den Terrassengarten, erst unten am Torbogen hält er ein und wirft einen wehmütigen Blick zurück auf das feudale Anwesen. Dann endlich reißt er sich los und geht wie für immer gemessenen Schrittes ins nahegelegene Örtchen, wo sein Zug steht und wartet, um ihn der fernen Heimat entgegenzubringen, die ihm vertraut erscheint und fremd zugleich wie sein rätselhafter Freund, der ihm nichts mehr bedeutet.